









Staatswissenschaftliche Studien.

In Verbindung mit

Prof. Dr. **Eheberg** in Erlangen, Sektionschef Prof. Dr. **von Inama-Sternegg** in Wien, Geh.-Rat Prof. Dr. **Laspeyres** in Giefsen. Prof. Dr. **Lexis** in Göttingen, Prof. Dr. **Carl Menger** in Wien, Prof. Dr. **J. Neumann** in Tübingen, Geh.-Rat Prof. Dr. **Paasche** in Marburg, Prof. Dr. **Philippovich v. Philippsberg** in Wien, Prof. Dr. **Pierstorff** in Jena, Hofrat Prof. Dr. **Schanz** in Würzburg, Prof. Dr. **von Schönberg** in Tübingen, Prof. Dr. **Stieda** in Rostock, Geh.-Rat Prof. Dr. **Umpfenbach** in Königsberg, Geh.-Rat Prof. Dr. **Ad. Wagner** in Berlin

herausgegeben

von

Dr. Ludwig Elster,

Professor an der Universität Breslau.

6. Band, 2. Heft.

Dr. R. von Erdberg, Johann Joachim Becher.

Jena,

Verlag von Gustav Fischer.

1896.

Johann Joachim Becher.

Ein Beitrag

zur

Geschichte der Nationalökonomik.

Volckreiche narhaffte Gemein, in diesen dreyen Worten bestehet das gantze Auffnehmen der Unterthanen.
J. J. Becher: Beweis was einem Fürsten an seinem Land gelegen.
(Politischer Discurs 1688, S. 305.)

Von

Dr. R. v. Erdberg-Krczenciewski.
Berlin.

Jena,
Verlag von Gustav Fischer.
1896.


LIBRARY
1961
UNIVERSITY OF TORONTO

Vorwort.

Eine Monographie über Johann Joachim Becher bedarf kaum der Rechtfertigung. So viel über den Merkantilismus auch geschrieben worden ist, so selten hat man doch einzelne Vertreter desselben zum Gegenstande wissenschaftlicher Forschung gemacht. Einer solchen Forschung scheint es aber um so mehr zu bedürfen, als man sich ja schon lange darüber klar ist, dafs die Lehrbüchertradition keineswegs ein treffendes Bild der in Frage kommenden volkswirtschaftlichen Anschauungen bietet. — Es ist auf diesem Gebiete noch so viel zu thun, dafs es voreilig erscheinen mag, schon jetzt zu einem abschliefsenden Urteil über das System kommen zu wollen. Als solches soll die Einleitung dieser Schrift auch nicht gelten. Ich glaubte in derselben nur meine auf Grund des Studiums vornehmlich deutscher Kameralisten gewonnene Auffassung des Systems niederlegen zu müssen, da dieselbe sich nicht in allen Punkten mit den herrschenden Anschauungen deckt.

Zur Biographie Becher's konnte Quellenmaterial nur soweit herangezogen werden, als es in den, in der zweiten Auflage des „Politischen Discurses“ abgedruckten Dokumenten vorlag. Dieselben bieten zur Beurteilung der öffentlichen Thätigkeit Becher's ein überaus reiches Material. Auf diese kam es mir aber in erster Linie an: über Becher's persönliche Schicksale, so interessant dieselben sein mögen, werden wir authentisches Material, abgesehen von dem in seinen Schriften enthaltenen, doch kaum mehr auffinden. Seine Bedeutung für uns gewinnt dieser Mann erst durch die grofse Rolle, die er in der Wirtschaftsgeschichte des 17. Jahrhunderts gespielt hat, und die uns ein treffliches Bild des wirtschaftlichen Lebens in jenem Jahr-

hundert bietet. An der Glaubwürdigkeit des Materials braucht nicht gezweifelt zu werden, da die zweite Auflage des „Politischen Discurses“ erschien, als Becher sich in zu günstiger Position befand, als dafs er es hätte wagen sollen, dieselben durch eine gefälschte Wiedergabe der Dokumente zu gefährden. Anders freilich verhält es sich mit dem in der „Närrischen Weisheit“ enthaltenen Material, von dem deshalb nur in beschränkter Weise und meist nur zur Ergänzung der auf Grund des „Politischen Discurses“ gegebenen Darstellung Gebrauch gemacht worden ist. Reiches Material für die Darstellung der Geschichte des Manufakturhauses bot die mehrfach erwähnte Schrift von Hatscheck über diesen Gegenstand. Die Anschauungen Becher's bezüglich des Bevölkerungswesens sind schon von Jolles erschöpfend behandelt worden, dessenungeachtet glaubte ich sie nicht übergehen zu dürfen, um die Vollständigkeit meiner Schrift nicht zu beeinträchtigen.

Die Einteilung des zweiten Teiles ist auf Grund der Ausführungen in der Einleitung getroffen worden. Natürlich entspricht sie nicht der Einteilung des „Politischen Discurses“ oder sonst eines der Werke Becher's. Ganz konsequent liefs die Scheidung sich freilich nicht immer durchführen. Die Erörterungen über das Provianthaus z. B. und zum Teil auch über das Manufakturhaus gehörten von Rechts wegen in den Abschnitt über den Handel, da Becher die Gründung derselben aber vornehmlich zur Hebung der Landwirtschaft und des Gewerbes befürwortete, glaubte ich sie den betreffenden Abschnitten zuweisen zu dürfen. Auch dafs ich die Ansichten Becher's über das Geld dem Abschnitt über den Handel einverleibte, bedarf vielleicht kaum der Entschuldigung.

Zum Schlusse ist es mir eine angenehme Pflicht, meinen hochverehrten Lehrern, Herrn Professor Dr. C. Menger in Wien und Herrn Professor Dr. Conrad in Halle, die mir die Anregung zu dieser Arbeit gaben und mit wohlwollendem, thätigem Interesse das Entstehen derselben verfolgten, auch an dieser Stelle meinen aufrichtigen Dank auszusprechen.

Berlin, den 1. Juli 1896.

Der Verfasser.

Inhalt.



Einleitung.

Das Merkantilsystem.

A. Das System in der Litteraturgeschichte.

Adam Smith leistete der Geschichte der Nationalökonomik einen zweifelhaften Dienst, als er die volkswirtschaftlichen Anschauungen, die seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf seine Zeit geltend gewesen waren, unter dem Namen eines System of Commerce zusammenfafste und dieses System mit einem Schlage seiner wuchtigen Kritik vernichtete.[1]) Beruhten die Resultate, zu denen er kam, auch nicht auf tiefgehenden litterarhistorischen Studien, so kannte er die epochemachenden Schriften seiner Vorgänger doch zu gut, um nicht zu wissen, dafs sich die von ihnen vertretenen Lehren keineswegs immer mit den von ihm widerlegten deckten. Sein Streben war darauf gerichtet, die öffentliche Meinung von Grund auf zu ändern zu gunsten eines Systems, das dem damals noch fast unumschränkt herrschenden System der günstigen Handelsbilanz[2]) diametral entgegengesetzt war. In der öffentlichen Meinung aber und in geringerem Umfange auch in der Litteratur waren jene Lehren in einer Weise verflacht, die es dem grofsen Schotten leicht machte, sie als vollständig haltlos hinzustellen. Er machte nicht die weit auseinandergehenden, oft schwierigen Erörterungen der volkswirtschaftlichen Theoretiker zum Gegenstande seiner Kritik, sondern fasste das System in der praktischen Gestalt, in der es sich der kurzsichtigen Menge darstellte. Wer die in der Theorie und in der Praxis der Volkswirtschaft seit mehreren Jahrhunderten herrschenden

---

[1]) Wealth of Nations, book IV.

[2]) Der Physiokratismus ist praktisch doch zu fast gar keiner Bedeutung gelangt.

Anschauungen in wenige Sätze zusammenfassen will, und zwar so, wie sie sich in der öffentlichen Meinung spiegeln, von dem werden wir nur Gemeinplätze erwarten dürfen. Und je mehr es ihm daran liegt, dieselben ad absurdum zu führen, um so mehr wird er der Versuchung verfallen, ihre Absurdität schon in ihrer Form recht deutlich zu Tage treten zu lassen.

Dieser Versuchung ist auch Smith unterlegen, ein Umstand, der für die Geschichte der Nationalökonomik verhängnisvoll werden sollte. Fast ein Jahrhundert hat es gewährt, ehe man sich entschlofs, die von ihm gegebene Charakteristik des Merkantilismus auf ihre Haltbarkeit des näheren zu untersuchen. Dafs dieselbe in der Verwechselung von Gold und Reichtum gegeben sei, wurde zu einem Glaubenssatz, der sich durch die Lehrbücher von Rau[1]), Kudler[2]), Wirth[3]) und anderen forterbte, immer schroffer und starrer werdend, bis er uns endlich in einer Form entgegentritt, die uns, wie Dühring treffend bemerkt, glauben machen könnte, die Geschäftsleute und Staatsmänner wären beinahe der Ansicht gewesen, dafs sich die edlen Metalle zur Nahrung des menschlichen Körpers gebrauchen liessen.[4]) „Der Merkantilismus“, schreibt Emminghaus, „ist unter den wirtschaftlichen Verirrungen das, was der Geiz unter den sittlichen. Auch er ist die Wurzel vielen Übels. Er ist fast mehr, als eine Verirrung; er ist zugleich das Zeichen einer niedrigen und gemeinen Weltanschauung. Ebenso bekanntlich der Geiz. Der Geizige hungert und verkommt im Überflusse. Ebenso müfste ein Volk verhungern und verkommen, in dem der Merkantilismus als alleinherrschendes Wirtschaftssystem vielleicht unerschöpfliche Schätze von Gold und Silber angehäuft hätte.“[5]) Dafs ein solches Urteil noch gefällt werden konnte, nachdem von Roscher und Kautz bereits die Möglichkeit einer gerechteren Würdigung des Systems angebahnt war, beweist, wie schwer selbst die Wissenschaft sich von herrschenden Ansichten zu emanzipieren vermag.

Roscher schreibt[6]): „Unsere weitverbreitete Gewohnheit, die ganze

---

[1]) Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. Heidelberg 1826.

[2]) Die Grundlehren der Volkswirtschaft. Wien 1845.

[3]) Grundzüge der Nationalökonomie. Köln 1856.

[4]) Dühring, Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus. 2. Aufl. Berlin 1875. S. 30.

[5]) Dr. H. Rentzsch's Handwörterbuch der Volkswirtschaftslehre. Leipzig 1866. Art. Merkantilsystem, S. 585. In ähnlicher Weise urteilt Blanqui über das System. Vgl. weiter unten S. 24 Anm. 1.

[6]) Zur Geschichte der englischen Volkswirtschaftslehre. Leipzig 1851. S. 122.

Entwickelungsperiode der Volkswirtschaftslehre, welche den Physiokraten voraufgeht, mit dem Namen des Merkantilsystems zu bezeichnen, ist allerwenigstens eine sehr ungenügende. Das bekannte Bild, welches die Lehrbüchertradition von einem Merkantilisten zu entwerfen pflegt, pafst immerhin auf manche unbedeutendere Schriftsteller des 17. und 18. Jahrhunderts; aber die bedeutendsten werden keineswegs dadurch getroffen. In einigen Punkten stimmen sie wohl damit überein; in anderen ebenso wichtigen sind sie völlig davon abweichend. So verschiedenartige Männer wie Mun, Child, Davenant mit dem einen Worte ‚Merkantilist‘ zu charakterisieren, geht ebenso wenig an, als wenn ein katholischer Kirchenhistoriker alle protestantischen Theologen, von Hengstenberg bis auf Straufs, mit dem einen Worte ‚Akatholiken‘ oder ‚Häretiker‘ hinlänglich meinte bezeichnet zu haben. Kurz, die gewöhnliche Einteilung der nationalökonomischen Litteratur in Merkantilismus, Physiokratie und Industriesystem ist zwar bequem genug, in der Wirklichkeit aber ohne hinreichenden Grund. Allermindestens werden sich unsere Lehrbücher dazu bequemen müssen, die Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts in zwei verschiedenen Abschnitten zu behandeln. Der eine, den Continent betreffende, mag dann immer noch den Titel ‚Merkantilsystem‘ führen; der andere mufs überschrieben werden: ‚ältere engliche Schule‘“.

Halte ich diese Einteilung Roscher's auch für ziemlich willkürlich, so hebt sie doch die Gesamtbezeichnung Merkantilisten für die Vertreter beider Richtungen nicht auf, wenn dieselbe auch als nicht „hinlänglich“ hingestellt wird.

Kautz geht schon einen Schritt weiter.[1]) Indem er aber nachzuweisen sucht, dafs neben dem Merkantilismus auch andere, demselben nahezu entgegengesetzte Bestrebungen geltend gewesen waren[2]), schuf er den Boden für neue Verwirrungen. Das System — das einheitliche von Adam Smith widerlegte System — war in Gefahr. Denn war es nicht mehr ein Band, das die Volkswirte des 17. und 18. Jahrhunderts umschlofs, glaubte man nicht mehr, sie durch wenige Sätze alle miteinander charakterisieren zu können, so mufste man doch jeden einzelnen über sein volkswirtschaftliches Glaubensbekenntnis verhören, um ihm den ihm gebührenden

[1]) Theorie und Geschichte der Nationalökonomik. Wien 1860. S. 243 ff.

[2]) Betreffs einzelner Schriftsteller ist diese Ansicht schon vor Kautz ausgesprochen worden, ohne dafs man dadurch in die Einheit des Systems eine Bresche zu schlagen gedachte, was durch Kautz thatsächlich geschah.

Platz anweisen zu können, sei es innerhalb des Systems, sei es aufserhalb desselben. Da aber die Schriftsteller, wie wir gesehen haben, bei der Formulierung des Systems die kleinste Rolle gespielt hatten, wird es uns nicht Wunder nehmen, wenn sie sich demselben bei näherer Untersuchung auch nicht zu fügen schienen.

Roscher selbst war es, der in konsequenter Entwickelung der von ihm angeregten kritischen Betrachtung zu diesem Resultat kommen sollte.[1])

Ingram, der sich ihm anschliefst, charakterisiert seine Meinung dahin, dafs die Merkantilisten am besten gekennzeichnet werden „nicht durch einen von ihnen gemeinsam vertretenen volkswirtschaftlichen Lehrsatz, sondern durch eine Anzahl theoretischer Bestrebungen, die von ihnen gemeinsam in vereinigtem Wirken erfunden wurden, jedoch vereinzelt in verschiedenen Graden in verschiedenen Köpfen vorherrschten“.[2]) Diese Bestrebungen fafst er folgendermafsen zusammen: „Erstlich überschätzte man die Wichtigkeit eines grofsen Besitzstandes von Edelmetallen. Zweitens bevorzugte man in ungehöriger Weise den auswärtigen Handel vor dem einheimischen und ebenso die wirtschaftliche Thätigkeit, welche die Rohstoffe bearbeitet, vor jener, welche diese liefert. Drittens legte man auf eine dichte Bevölkerung, als ein Element der nationalen Stärke, ein zu grofses Gewicht. Und viertens befürwortete man das Eingreifen des Staates zur künstlichen Förderung dieser verschiedenen, als wünschenswert bezeichneten Endzwecke.“[3]) Das bisher anerkannte System des Merkantilismus ist somit in einzelne Sätze zerfallen, deren inneren Zusammenhang man ignorierte, um auch den Schriftsteller noch als Merkantilisten gelten lassen zu können, der sich nicht zu diesen theoretischen Bestrebungen in ihrer Gesamtheit bekannte. Es ist nicht mehr ein bestimmtes Ziel, wie bei Smith die Vergröfserung des Geldquantums im Lande, das die Merkantilisten charakterisiert, sondern es sind „verschiedene als wünschenswert bezeichnete Endzwecke“. Es konnte daher nicht ausbleiben, dafs je nach der verschiedenen Wichtigkeit, welche die Historiker diesem oder jenem Endzweck beimafsen, sie diese oder jene Schriftsteller für mehr oder weniger konsequente Vertreter des Merkantilismus ansahen. Ein klassisches Beispiel hierfür bietet Held. Er steckt die Grenzen so

---

[1]) Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland. München 1874. S. 228 ff.

[2]) Ingram, Geschichte der Volkswirtschaftslehre, deutsch von E. Roschlau. Tübingen 1890. S. 48.

[3]) Ebenda.

weit, dafs er Männer, die schon im 16. Jahrhundert über das Geld geschrieben haben, „unbedenklich der Kürze des Ausdrucks halber", die ersten Merkantilisten nennt.[1]) Er bezeichnet den Begriff des Merkantilismus in seiner Schrift als „weit und dehnbar"[2]) und unterscheidet demgemäfs zwischen „echten und reinen", „rohen ganz unmodifizierten", „halben", „feineren", „aufgeklärteren" und zwischen „Anti- und Hyper-Merkantilisten". Eine so subtile Einteilung setzt eine genaue Umgrenzung der einzelnen Gebiete voraus. Fragen wir Held aber, was er denn eigentlich unter „echtem und reinem" Merkantilismus verstehe, so erhalten wir keine Antwort, sondern müssen uns dieselbe aus seinen Ausführungen selbst konstruieren.[3]) Es trifft dieser Vorwurf keineswegs Held allein. Auch sonst operierte man mit dem Begriff Merkantilismus, ohne den Leser über den Inhalt desselben zu orientieren.

Der Vortrag Biedermann's[4]) schaffte hierin keine Wandlung; indem er vielmehr in der Forderung der schnellen Geldzirkulation ein neues Moment erbrachte, war er nur geeignet, die herrschende Unklarheit noch zu vermehren.

Dühring hat mit kühnem Griff wieder das System aufzustellen versucht, und die neueren Forschungen von Cunningham[5]), Schmoller[6]), und v. Heyking[7]) haben ihm Recht gegeben. „Der Besitz der edlen Metalle als Wirkung und als Ursache, als Erfolg und als Anregung der wirtschaftlichen Thätigkeiten unter der Leitung des Handels; — dies ist, soweit überhaupt ein paar Worte zur Kennzeichnung genügen können, die leitende Idee des Merkantilismus gewesen."[8])

---

[1]) Held, Carey's Sozialwissenschaft und das Merkantilsystem. Würzburg 1866. Seite 11.

[2]) Ebenda.

[3]) Man wird überhaupt geneigt sein, den Ausführungen Held's kein zu grofses Vertrauen entgegen zu bringen, wenn man Seite 24 liest, dafs er, in der Absicht, „die Entwickelung des sogenannten Merkantilsystems in grofsen Zügen und an einzelnen hervorragenden Beispielen vorzuführen", die Namen Schröder, Becher und Hornigk „nur flüchtig erwähnt", nachdem er Klock einer eingehenden Betrachtung unterzogen hat. Auch Seckendorf wird ganz kurz abgethan.

[4]) Über den Merkantilismus. Innsbruck 1870.

[5]) Adam Smith und die Merkantilisten. Tübinger Zeitschrift 1884. S. 41 ff.

[6]) Das Merkantilsystem in seiner historischen Bedeutung. Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft. Leipzig 1884. S. 15.

[7]) Geschichte der Handelsbilanztheorie. I. Berlin 1880.

[8]) a. a. O. S. 32.

Leider hat Ingram diese Bahn wieder verlassen, um zu der Ansicht Roscher's zurückzukehren. Ob hierzu ein Grund vorgelegen oder ob thatsächlich von einem merkantilistischen System gesprochen werden darf, werden wir nunmehr zu untersuchen haben.

B. Die Entstehung des Systems und seine Entwickelung in der Praxis und in der Theorie.

Man hat die ersten Anfänge des Merkantilismus in sehr verschiedene Zeiten versetzt. Zwar geniefst Colbert unstreitig den Ruhm eines klassischen Vertreters dieses sogenannten Systems. Während er aber von einigen, namentlich italienischen Fachmännern geradezu als der Begründer desselben hingestellt wird, machen andere ihm diesen Ruhm zu gunsten Karls V. streitig. Das schliefst wiederum nicht aus, dafs sogar die Meinung auftauchen konnte, merkantilistische Ideen liefsen sich durch das ganze Altertum und Mittelalter nachweisen. Resultieren diese Meinungsdifferenzen einerseits daher, dafs man sich nicht recht verständigt hatte, was man unter dem Namen Merkantilismus begreifen wollte, so liegt die Ursache derselben andererseits darin, dafs man nicht im Auge behielt, dafs ein volkswirtschaftliches System nicht mit einem mal vollendet in die Erscheinung tritt, sondern erst allmählich aus unscheinbaren Anfängen zu konsequenter und zielbewufster Durchbildung gelangt. Wenn wir von dieser Einsicht ausgehen, werden wir die ersten Anzeichen des Systems noch lange vor Karl V. setzen müssen, ja es sogar nicht bestreiten können, dafs demselben verwandte Tendenzen auch schon in den grofsen Handelsstädten des Altertums die Politik beeinflufst haben mögen.

Eine neue Epoche in der Geschichte der Nationalökonomik beginnt mit dem Übergang der Natural- in die Geldwirtschaft. An diesen Übergang knüpft sich die erste wissenschaftliche Behandlung volkswirtschaftlicher Fragen. Es ist das ganz natürlich. Bisher gewohnt, Ware gegen Ware zu tauschen, bediente man sich nun eines Tauschmittels, das seinen Warencharakter vollständig abgestreift zu haben schien, ohne dadurch eine Einbufse in seinem Tauschwert zu erleiden. Es haftete dem Gelde etwas Geheimnisvolles an, das die Gelehrten schon früh zu Deutungen veranlassen musste. Bei der Intensität, mit der man sich mit dem Gegenstande beschäftigte, scheint es nicht wunderbar, wenn man schon früh zu den befriedigendsten Resultaten kam. Wenn

aber auch Oresmius schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts in seinem „Tractatus de origine, natura, jure et mutationibus monetarum“ eine Erkenntnis an den Tag legte, über die wir im Wesentlichen bis heute nicht hinaus zu kommen vermochten, so dürfen wir in der hohen Einsicht dieses einen Gelehrten nicht ein Maſs für die in diesen Dingen allgemein herrschenden Ansichten suchen wollen. Dieselbe ist zwar nie ganz verloren gegangen, hat sich aber doch nur in den Schriften weniger Gelehrten und keineswegs in der glänzenden Weise erhalten, in der ihr Meister sie formuliert hatte. Je weniger aber die groſse Masse — und es zählten unter dieselben bedeutende Männer — über das Wesen des Geldes orientiert waren, eine um so höhere Wertschätzung desselben werden wir bei ihr zu erwarten haben. Wer Geld besaſs, sah sich damit im Besitz alles dessen, was sein Herz begehrte. „Geld ist ein wunderbares Ding!“ schrieb Columbus 1498 an seine Königin. „Wer dasselbe besitzt, ist Herr von Allem, was er wünscht, durch Geld kann man sogar die Seelen aus dem Fegefeuer erlösen.“

Diese, bei dem einzelnen ja sehr natürliche, heute noch ebenso wie damals allgemeine Auffassung bemächtigte sich aber auch der Staaten und in dem Moment, in dem sie die Politik derselben zu beeinflussen beginnt, haben wir es mit den ersten Anfängen des Merkantilismus zu thun. Man übertrug ohne Bedenken die Gesetze, die sich im Verkehr der Menschen untereinander geltend erwiesen, auch auf den Verkehr der Staaten. Zeigte es sich, daſs demjenigen, der mehr Geld hatte als andere, die Genüsse des Lebens in höherem Maſse zugänglich waren als jenen, so glaubte man in gleicher Weise die Wohlfahrt des Volkes vor der aller anderen gesichert, das über das gröſste Quantum edler Metalle verfügte. Es ist interessant, wie diese Überzeugung uns allenthalben als eine selbstverständliche, unwiderlegbare Wahrheit entgegentritt.

Hutten, Luther, Zwingli, sie alle, die gegen den Verbrauch fremder Luxusartikel vornehmlich aus moralischen Gründen polemisieren, versäumen doch nicht, als ganz besonders wichtiges Argument das Geld, das für solche unnütze Dinge dem Vaterlande entzogen werde, in das Feld zu führen.

Diese allgemeine Auffassung wurde auf das glänzendste gerechtfertigt durch die politischen Verhältnisse der damaligen Zeit im allgemeinen. In den gewerbetreibenden Städten hatte sich der Übergang der Natural- in die Geldwirtschaft zuerst vollzogen und die letztere war dort bereits zur Blüte gelangt, als auf dem flachen Lande die

ersten Anfänge jenes Überganges noch nicht zu spüren waren. Diese Städte gelangten in kurzer Frist nicht nur zu einem Wohlstand ihrer Bürger, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie lenken, sondern auch zu einer politischen Machtstellung, die den Neid aller Herrscher erregen mufste. Der Doge Thomas Moncaningo sagte 1421 in einem Bericht über den Handel Venedigs an den Staat Venedig: „Vous êtes les seuls, à qui la terre et les mers soient également ouverts. Vous êtes le canal de toutes les richesses.“ [1]) Und das war keineswegs stolz gesprochen, denn schon seit dem Ausgange des 11. Jahrhunderts stand Venedig an der Spitze aller Kriege und Kämpfe im Mittelmeer, und noch 1508, als sich sein Niedergang bereits vorbereitete, stellte es sich der Liga von Cambray entgegen, in welcher der Papst, der Kaiser und der König von Frankreich verbunden waren, und sprengte sie. Gleiches wurde im Norden beobachtet, wo vor der Macht der Hansa Christian II. von Dänemark seine Waffen strecken und seine Krone niederlegen mufste. Woher die Macht dieser kleinen Territorien? fragte man sich und fand die Antwort in den reichen Geldmitteln, die sie innerhalb ihrer Mauern aufhäuften, und die sie in die Lage setzte, mächtige Söldnerheere und tüchtige Flotten in den Kampf zu stellen. Die kriegführenden Städterepubliken, die keine Lehen zu verteilen hatten, mufsten notgedrungen mit der mittelalterlichen Heeresverfassung brechen, und ihnen folgten die gröfseren Staaten. Wem aber die Kasse nicht ausging, dem wurden auch die Läger nicht leer, der mufste als Sieger aus einem Kampfe hervorgehen, dessen Resultat davon abhing, wer den letzten Mann vor den Feind zu stellen vermochte. Geld ist Macht, das war der Satz, zu dem man kommen mufste, und zu dem man ganz konsequent auch kam.

Geld ist Macht, dieser Satz erwies seine Richtigkeit aber noch auf einem anderen Gebiete. Waren bisher alle Staatsämter in den Händen einer belehnten Dienerschaft erblich geworden, so konnte nun mit Hilfe des neuen liquideren Soldmittels ein neuer abhängigerer Beamtenstand aufgeboten werden, dessen terminweise Ausbezahlung es ihm nicht mehr gestattete, sich von dem Soldherrn unabhängig zu machen. [2]) Dadurch wuchs einerseits die Gewalt der Herrn über den einzelnen Beamten, wie es andererseits in seinem Belieben stand, durch eine immer weitere Verzweigung des Beamtentums die Grenzen seiner Macht auch innerhalb seines Volkes immer weiter zu stecken. Im

---

[1]) Blanqui, Histoire de l'économie politique. Cap. XX.

[2]) Vgl. Eisenhart, Geschichte der Nationalökonomik. 1881. S. 9 f.

Polizeistaat des 18. Jahrhunderts haben wir den Höhepunkt einer sich nach dieser Richtung vollziehenden Entwickelung deutlich vor Augen. Auf den Erwerb des Geldes, als dem Mittel der Macht — „les moyens de puissance active" und „le vrai moteur de la puissance" nennt es Forbonnais[1]) — richtete sich daher die Politik der Fürsten. Das Geld allein konnte sie in die Lage setzen, ihr Territorium, das bisher in eine Reihe machtvoller Städterepubliken zerfiel, auf die Höhe einheitlicher nationaler Staaten zu erheben und die Machtstellung desselben nach aufsen hin zu sichern.[2])

Der Satz, Geld ist Macht, erscheint aber gleichbedeutend mit dem anderen, Reichtum ist Macht, ja in ihm erhält er erst seinen konsequenten Ausdruck. Denn mächtig ist erst derjenige, der mehr Geld besitzt als andere, der Reiche. Es liegt im öffentlichen Interesse, nicht nur, dafs Geld im Staate vorhanden ist, sondern es ist zur Befestigung der Macht des Staates höchst nötig, dafs es in gröfster Menge vorhanden ist. „Kampfunfähig mufs der Staat heifsen, der Überflufs hat an anderen Gütern, aber Mangel an Geld" sagt Bornitz, und spricht damit eine Überzeugung aus, deren allgemeine Geltung durch zahlreiche Citate anderer Autoren erwiesen werden kann.

Mufsten sich also die Fürsten, durch die politischen Verhältnisse und zahlreiche Schriftsteller belehrt, darüber klar sein, worin die Ursachen der politischen Macht zu finden waren, so konnte es nicht fehlen, dafs sie alles daran setzten, diese Ursachen in ihren Staaten wirksam zu machen.

„In einem Lande ohne Bergwerke giebt es zum Reichtum nur zwei Wege: Eroberung oder Handel", sagt Loke[4]), und wer will es ermessen, wie mächtig diese Erkenntnis die grofsen Entdecker des 15. Jahrhunderts gefördert hat. War sie es doch, die ihnen in erster Linie das Interesse der Staaten zuwendete, dessen sie zur Realisierung ihrer Pläne nicht entbehren konnten. Was die Völker auf die Schiffe und in das Meer hinaustrieb, war vor allem die Hoffnung, in den neu zu entdeckenden Ländern den Besitz reicher Gold- und Silberminen zu erwerben, in zweiter Linie aber das Bestreben, ihr Handelsgebiet zu erweitern. Denn der Handel allein war ja der Erzeuger des Reichtums, wenn die Eroberung versagte. Freilich nicht der inländische Handel, der ja nur in die andere Tasche steckte, was er aus der einen

[1]) v. Heyking a. a. O. S. 40, 41.

[2]) Vgl. hierzu die citierten Schriften von Schmoller und v. Heyking.

[3]) Roscher a. a. O. S. 191.

[4]) Dühring a. a. O. S. 68.

genommen hatte, sondern der ausländische, der für die im Inlande erzeugten Waren fremdes Geld eintauschte. Eine Bereicherung des Landes konnte aber erst konstatiert werden, wenn dieses Geld thatsächlich im Lande blieb und nicht als Entgelt für fremde Waren wieder auswanderte, d. h. wenn ein Land in der Lage blieb, mehr zu exportieren als zu importieren und die so stets gesicherte Thatsache einer günstigen Handelsbilanz ein stetiges Steigen des nationalen Reichtums garantierte. Da die landwirtschaftlichen Produkte damals eine wesentliche Rolle nicht spielten, konnte es sich nur um den Export von Manufakturen handeln. Es galt also, eine Industrie zu schaffen, die nicht nur den inneren Bedarf zu decken imstande war, sondern auch noch für das Ausland der Nachfrage würdige Waren zu produzieren vermochte. Hebung der inländischen Industrie durch alle zu Gebote stehenden Mittel, hohe Zölle auf eingeführte Waren, wenn es sich nicht um Rohstoffe handelte, die verarbeitet wieder ausgeführt werden konnten, und Verbote des Exportes von Rohstoffen waren die natürlichen Folgen dieser Erkenntnis.

Man war sich dessen wohl bewufst, dafs eine blühende Industrie eine dichte Bevölkerung voraussetze; wir finden daher bei allen Merkantilisten, die das System zu konsequenter Durchbildung gebracht haben, das Eintreten für eine Bevölkerungspolitik, als dem letzten Grunde zum Reichtum und zur Macht des Staates. „Die Macht eines Staates besteht nicht in der Ausdehnung des Landes, sondern in dem Reichtum und der Zahl der Bewohner“, sagt Friedrich der Grofse in seinem Antimacchiavell [1]), und an anderer Stelle bezeichnet er es als ein „axiome certain“, dafs die Zahl der Menschen den Reichtum der Staaten ausmacht.[2]) Die Forderung, dafs die Bevölkerung sich nicht im Lande verstreue, sondern um gewisse Punkte konzentriere, resultiert einerseits aus der Einsicht, dafs nur bei einer dichten Bevölkerung die Industrie „in Flor“ gebracht werden könne, andererseits aber aus dem Bestreben, den Umlauf der Geldmittel zu erleichtern. Denn in der schnellen Zirkulation derselben fand man ein befruchtendes Moment nicht nur für den Wohlstand der einzelnen, als vielmehr auch für die Entwickelung der Produktion.[3])

Damit haben wir das Merkantilsystem in seiner Vollendung vor uns, ein System, das als Endzweck aller Politik die Vermehrung der

---

[1]) Ch. 5.
[2]) Oeuvres IV, 4, VI, 82.
[3]) Vgl. speziell hierzu den Vortrag Biedermann's.

Geldmittel im Lande erstrebt und als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes den günstigen Stand des Handels, der Industrie und der Bevölkerung bezeichnet. Es sind also nicht mehrere „als wünschenswert bezeichnete Endzwecke“, die der Merkantilismus verfolgte, wie Ingram, auf Roscher gestützt, annahm, sondern es liegt thatsächlich ein System vor, d. h. eine Reihe von Sätzen, die, einer den anderen bedingend, auf ein letztes zu erreichendes Ziel hinweisen. Ob alle Schriftsteller und praktischen Volkswirte mit gleicher Energie für alle diese Sätze eingetreten sind, ist für das System ganz irrelevant.[1])

Können wir von den Merkantilisten aber nicht einmal das Eintreten für alle von uns, als das System konstituierend, aufgestellten Sätze verlangen, so können wir das noch weniger für alle die Forderungen thun, die sich bei vielen als Konsequenzen ihres Merkantilismus ergeben. Weil z. B. die meisten Merkantilisten in ihren Werken die Landwirtschaft ignorieren oder für das Verbot der Edelmetallausfuhr eintreten, dürfen wir nicht erwarten, das gleiche bei allen zu finden. Wenn Kautz daher Serra und Mun nicht unbedingt für Anhänger der merkantilistischen Richtung will gelten lassen[2]), oder Roscher Obrecht um des Satzes willen: „agriculturam aliarum rerum parentem et nutricem etc.“ nicht als solchen anerkennt, so beweist das nur, dafs beide lediglich in einer Reihe willkürlich zusammengestellter Sätze das Wesen des Merkantilismus finden.

---

[1]) Sehr richtig bemerkt hierzu Dühring a. a. O. S. 28: „Sehr oft haben diese Autoren Auffassungen entwickelt, die, aus dem Zusammenhang ihrer übrigen Darlegungen herausgehoben, den Schein viel tieferer Einsichten und offenbarer Vorwegnahmen der Hauptpunkte neuerer Systeme erzeugen. Sieht man aber näher zu und berücksichtigt das Ganze ihrer Darstellung und Denkweise, so findet sich regelmäfsig, dafs sie nebenbei nur in einem ihnen selbst unbewufsten Widerspruch auch diejenigen Hauptvorstellungen des Merkantilismus kultivierten, welche von einem ernstlich veränderten Standpunkte aus verworfen oder wenigstens eingeschränkt und berichtigt werden müfsten. Grade die Thatsache, dafs diese zerstreuten Glieder des Wahren und Falschen nebeneinander liegen konnten, ohne dafs ein einheitlicher Körper der Wahrheit anzutreffen gewesen wäre, beweist uns deutlich genug, wie die Berufung auf gelegentliche Vorstellungen und Ausführungen oder gar auf einzelne Stellen nur in den seltensten Fällen etwas zu entscheiden vermögen. Wo es nämlich auf die Grundansichten und eigentlichen Prinzipien ankommt, wird man danach zu fragen haben, von welchen Vorstellungen sich die Schriftsteller wirklich leiten liefsen, und man wird sich nicht dadurch täuschen lassen dürfen, dafs sie bei gewissen Gelegenheiten, wo es die grade naheliegenden Thatsachen mit sich brachten, fast unwillkürlich zu anderen Aussprüchen und Gesichtspunkten gelangten.“

[2]) a. a. O. S. 266 u. 279.

Gewifs werden wir die theoretischen Schriftsteller vor Adam Smith nicht als Systematiker kurzweg hinstellen dürfen. Einer systematischen Durchbildung war eben die Nationalökonomie des 16., 17. und 18. Jahrhunderts noch nicht reif, dessenungeachtet vermögen wir aber sehr wohl aus ihren Werken ein System herauszuschälen, das in denselben mehr oder weniger konsequent seinen Ausdruck gefunden hat.

Nicht anders verhält es sich mit dem Absolutismus, d. h. der Konzentrierung der Staatsgewalt. Man hat ihn häufig für ein wesentliches Glied im System des Merkantilismus gefunden, ohne sich dabei, wie mir scheint, auf die Geschichte oder auf Aussprüche der Theoretiker stützen zu können. Es kann und soll nicht geleugnet werden, dafs der Absolutismus die Durchführung des Systems in einzelnen Staaten aufserordentlich gefördert hat, als notwendiges Moment in demselben erscheint er mir nicht. In Spanien z. B. blühte das System schon unter Ferdinand und Isabella, als von einem Absolutismus dort noch keine Rede sein konnte, ja als sogar die Einigung der verschiedenen Reiche noch nicht erfolgt war.[1]) Es ist nicht leicht, die Ansichten der Theoretiker in diesem Punkte kennen zu lernen. Wenn wir sehen, wie es gerade im Zeitalter des Absolutismus Mode gewesen zu sein scheint, gelehrte Werke den Fürsten, als den Schirmherrn der Wissenschaften und Künste, zu widmen, und wenn man dann die in lauter Superlativen abgefafsten Dedikationen liest, deren Buchstaben um so fetter und gröfser werden, in je nähere Beziehung das betreffende Wort zu der allerhöchsten Person steht, so steigen uns doch wohl nicht unbegründete Bedenken an die Offenheit der Verfasser auf, die über diesen Gegenstand spekulieren.

Finden wir nun noch, dafs sich dieser oder jener Autor redliche aber doch vergebliche Mühe gegeben hat, seine Überzeugung mit seiner Ergebenheit für den absoluten Landesherrn in Einklang zu bringen[2]), so wird dieser Verdacht zum direkten Vorwurf.

---

[1]) Etwas and ersist es, wenn v. Heyking in seiner Geschichte der Handelsbilanztheorie die Entstehung des Systems aus dem Bestreben der Staaten herleiten will, gegenüber dem Universalideen des Mittelalters, den Prozefs der Staatenindividualisierung zu fördern. Mit dieser Auffassung deckt sich die meinige im wesentlichen, denn was bedeutet die Hebung der Macht eines Staates anders, als die Hebung seiner Selbständigkeit und seiner Unabhängigkeit von anderen Staaten, also dessen, was v. Heyking, wenn ich ihn recht verstehe, die Staatsindividualität nennt.

[2]) Wie dies z. B. bei Becher der Fall ist, auch Justi ist nicht konsequent.

Die nicht wegzuleugnende Thatsache, dafs die Schriftsteller in der damals bestehenden Staatsform keineswegs ihr Ideal fanden, sondern mehr oder weniger zur Republik hinneigten, findet ihre Erklärung in dem Umstande, dafs Holland, nach der Abschüttelung des spanischen Joches eine Höhe der Macht und des Wohlstandes erklommen hatte, die es den bedeutendsten Volkswirten Deutschlands, Englands, Frankreichs und Italiens als Muster erscheinen liefs, nach dem die genannten Staaten ihre Politik nur zu richten hätten, um das Glück ihres Volkes zu begründen.[1]) Wie gesagt ist es aber nicht immer leicht, hinter die Meinung der Autoren zu kommen. Wir werden uns wohl hüten müssen, zu viel dahinter zu suchen, wenn Besold die Republik die beste, Gott wohlgefälligste Staatsform nennt[2]), wenn Klock jede Besteuerung ohne Bewilligung der Unterthanen als Tyrannei bezeichnet[3]), oder wenn Justi die oberste Gewalt im Staate „unzweifelhaft“ vom Volke herleitet[4]) und ihm die Verfassungen der Staaten „noch zu keiner Vollkommenheit gebracht scheinen“[5]). Es lassen sich aus denselben Werken auch für die gegenteilige Ansicht Argumente anführen und es mag hier die Frage, worin wir die wahre Meinung der Autoren zu suchen haben, eine offene bleiben. Jedenfalls ergiebt es sich, dafs der Absolutismus mit dem Merkantilismus als System nichts zu thun hat. Kann doch Roscher von einem so konsequenten Merkantilisten wie Seckendorff kurzweg behaupten, dafs er „kein Absolutist“ gewesen sei.[6])

Es ist leicht, auf Grund einer langen Reihe theoretischer Schriften eine Anzahl von Sätzen aufzustellen, die sich zu einem, auch in der Praxis wirksam gewesenen System formulieren lassen. Will man aber die Schriftsteller für dieses System in Anspruch nehmen, so wird man mehr beizubringen haben, als blofs den Nachweis, dafs sie einzeln für diesen oder jenen Satz eingetreten sind. Man wird beweisen müssen, dafs der systematische Zusammenhang jener angeführten Sätze nicht nur der Willkür eines konstruierenden Gelehrten sein Dasein verdankt, sondern auch den Zeitgenossen des Systems in vollem Bewufstsein gestanden hat. Ist dieser Nachweis geliefert, dann werden

[1]) z. B. Becher, Seckendorff, Conring, Raleigh, Temple, Child, Ustaritz u. a.

[2]) Synopsis politicae doctrinae. Vorrede.

[3]) Roscher a. a. O. S. 211.

[4]) Staatswirtschaft. Leipzig 1758. S. 34.

[5]) Ebenda. Vorrede (XXVI).

[6]) a. a. O. S. 241. Trotzdem bezeichnet Roscher den Absolutismus selbst als ein Moment im Merkantilismus.

wir den Satz Roscher's, die Merkantilisten verträten nicht gemeinsam einen volkswirtschaftlichen Lehrsatz, aufgeben dürfen und dem Umstande, dafs die Sätze des Systems „vereinzelt in verschiedenem Grade in verschiedenen Köpfen vorherrschten", der damals noch unentwickelten Schreibweise in volkswirtschaftlichen Dingen zur Last legen müssen. Man suchte nicht volkswirtschaftliche Probleme in langen theoretischen Erörterungen zu lösen, sondern an der Hand der gegebenen praktischen Verhältnisse die Wege und Ziele zu finden, die der praktische Volkswirt zu wandeln und zu erreichen hatte. Dazu kam, dafs man nicht gedachte, von der Höhe der Wissenschaft herab eine Volkswirtschaftslehre zu verfassen und allen Staaten in gleicher Weise als Muster hinzustellen. De la Court schrieb „Die Wohlfahrt der Stadt Leyden" und „Das Interesse der Provinz Holland". Hornigk wollte den österreichischen Erblanden den Weg zu Macht und Reichtum weisen, und Serra schrieb für Italien, oder sogar speziell für Neapel. Was Wunder, wenn alle diese und andere Schriftsteller, denen an theoretischen Erwägungen nichts gelegen war, die Punkte einer besonders eingehenden Erörterung würdigten, die ihnen für ihr engeres Vaterland von besonderer Wichtigkeit schienen. Dafs Holland, das nach Becher den Eindruck einer einzigen grofsen Stadt machte, keine Ursache hatte, für eine Bevölkerungspolitik einzutreten, während dieselbe nach dem dreifsigjährigen Kriege bei deutschen Volkswirten im Vordergrunde ihrer politischen Forderungen stehen mufste, liegt auf der Hand. Deshalb hatten die Holländer keineswegs eine geringere Meinung von der Bedeutung einer dichten Bevölkerung für die Wohlfahrt des Landes, als die Deutschen. Es läfst sich also auf diesem Wege der Beweis nicht erbringen, dafs die Merkantilisten nicht einen gemeinsamen Lehrsatz vertreten, und da dieser Grund uns als der einzige begegnet, der dafür angeführt wird, so dürfte ich meine gegensätzliche Annahme für begründet erachten.

Dieselbe stützt sich aber auch auf Positives — in der Praxis wie in der Theorie. In der Volkswirtschaftspolitik Cromwells, Colberts, Friedrichs des Grofsen und Josephs II. — um nur die hervorragendsten praktischen Vertreter des Systems zu nennen — finden wir diese Übereinstimmung der Ziele und Wege und dieses einmütiges Eintreten für die das System bildenden Sätze, und es ist das eine so allgemein anerkannte Thatsache, dafs, so weit ich sehe, jener Ausspruch Roscher's auf sie nie angewandt worden ist. Ist dieses der Fall, so ist damit zugegeben, dass das System in seiner Gesamtheit

praktisch in die Erscheinung getreten ist. Wir werden dasselbe also aus der Geschichte der Volkswirtschaft nicht mehr wegleugnen können, sondern nur noch zu untersuchen haben, wie weit es sich in den der systematischen Behandlung volkswirtschaftlicher Fragen noch so abgeneigten Schriftstellern der betreffenden Jahrhunderte findet. Eine solche Untersuchung soll in der vorliegenden Schrift nur für einen Merkantilisten geführt werden. Ergiebt diese Untersuchung aber auch ein günstiges Resultat, die Behauptung, den Theoretikern des Merkantilismus gebühre eine ganz andere Würdigung und es sei ihnen eine weit geringere Bedeutung zuzumessen als den Praktikern, ist dadurch noch keineswegs widerlegt.[1] Gravierender erscheint es schon, wenn wir bei Hornigk ein wirtschaftliches Programm aufgestellt finden, das an Kürze und Klarheit alles übertrifft, was sonst in der Formulierung der Forderungen des Merkantilismus vor uns liegt. In seinen Sätzen finden wir eine Darlegung des Systems, die uns um so wertvoller sein mufs, als Hornigk in diesen Dingen keineswegs selbständig ist[2], sondern in seinem Werke: Österreich über alles, wann es nur will[3], die allgemein herrschenden Anschauungen zu klarem zusammenhängendem Ausdruck gebracht hat.[4] Mit welch feinem Takt er hierbei das Wesentliche zusammenfafste, dürfen wir aus dem Umstande ersehen, dafs sein Buch durch ein Jahrhundert das beliebteste Kompendium auf den deutschen Universitäten blieb, auf denen gerade in jener Zeit die Volkswirtschaft sich ihre Lehrstühle zu erobern begann. Dürfen wir diese Thatsache aber als Beweis dafür in das Feld führen, dafs die Theoretiker die Sätze Hornigk's für den kürzesten und klarsten Ausdruck des Merkantilismus hielten, so bürgt uns das einerseits dafür, dafs sie sich über den systematischen Zusammenhang der einzelnen Sätze völlig klar sein mufsten, wie es uns andererseits jeden Grund dafür vorwegnimmt, den Theoretikern eine andere Bedeutung zumessen zu wollen als den Praktikern. Denn das Programm Hornigk's hätte ebensowohl von Friedrich dem Grofsen aufgestellt

[1] Kautz a. a. O. S. 262 f.

[2] Sein Werk wurde lange für eine Schrift Becher's gehalten.

[3] Das Werk erschien zuerst unter dem vollen Titel: „Oesterreich über alles, Wann es nur will. Das ist: Wohlmeynender Fürschlag, Wie Mittelst einer wohlbestellten Landes-Oeconomie, Die Kayserl. Erb-Lande in kurtzem über alle anderen Staaten von Europa zu erheben, und mehr als einiger derselben, von denen andern independent zu machen. P. W. v. H." Passau 1684.

[4] Vgl. Inama-Sternegg über Ph. Wilh. von Hornigk. Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik. N. F. Bd. 11. Jena 1881. S. 194 ff.

werden können als eine Maxime, nach der sich seine Wirtschaftspolitik richtete.

Zur Beleuchtung des Ausgeführten und um das System von einem Merkantilisten selbst formuliert zu sehen, seien die „Reguln“ Hornigk's hier wiedergegeben.[1])

„Bestehet nun die Macht und Fürtrefflichkeit eines Landes in dessen Ueberflufs, an Gold, Silber, und allen andern zu seiner Subsistentz erforderlichen oder bequemen Dingen, und zwar solches alles, so viel möglich, aus seinem eigenen Vermögen ohne Dependentz von andern, und dabey in all deren rechtmäfsiger Pflege, Gebrauch, und Anwerbung: So folget, dafs eine gemeine Landes-Oeconomie darauf zu sehen habe, wie solcher Ueberflufs, Pflege und Genufs aus eigenen Vermögen, und ohne Dependentz von andern, oder wo dieses nicht in allen Stücken seyn könte, aufs geringste, als möglich, mit auswärtiger Dependentz und Verschonung Inländischer baarer Mittel, zuwege gebracht werde. Zu welchem Ende dann fürnehmlich nachfolgende neun Reguln dienen müssen.

Erstlich: kommet die Art des Landes aufs genaueste zu beobachten, und zu erkennen, kein Winckel, kein Erdschollen, ob es des Bauens fähig, unbesprochen zu lassen; Nichts nutzbares von Plantagien unter der Sonnen soll unversucht bleiben, ob und wie weit es im Lande gut thun möchte, massen die Nähe oder Ferne der Sonnen nicht eben alles thut. Für allen Dingen was Gold und Silber betrifft, daran ist keiner Mühseligkeit noch Kostens zu schonen, es über die Erde zu bringen.

Zweytens: Alle in einem Land fallende Güter, so in ihrer rohen Gestalt nicht genutzet werden mögen, seynd innerhalb desselben zu verarbeiten; angesehen der Lohn von Fabricatur den Werth des rohen Zeugs gemeiniglich zwey, drey, zehen, zwantzig, auch wol hundertfach übertrifft, welchen zu verwerffen bey verständigen Haufshältern ein Greuel ist.

Drittens: Zu Vollstreckung obiger beyder Reguln gehöhren Leute, sowol, zum Beyschaffen oder Hervorbringen und Bauen der rohen Güter, als deren Verarbeitung. Dannenhero ist auf die Bevolckung eines Landes, so viel Menschen nur immer sich darinnen ernehren

[1]) Es ist charakteristisch für die Anschauung, die man von der Theorie in der Volkswirtschaft damals hatte, wenn Hornigk bittet, sein Leser möge es ihm „zu gut halten, wann er ihn mit solcher kleinen Theorie in etwas aufgehalten“. Ausgabe aus dem Jahre 1727, S. 33. Das Programm findet sich S. 28—32.

können, als eines wohlgeordneten Staats höchste, aber leyder! bei vielen wenig geachtete Angelegenheit zu schauen. Und solche Leute sind in alle mögliche Weiſs und Wege, aus dem Müſsiggang in eine nahrhaffte Profession zu bringen; zu allerhand Inventionen, Künsten und Hand-Arbeiten zu unterrichten und aufzumuntern, und wo nöthig, die Lehrmeister dessen aus der Frembde herein zu vermögen.

Vierdtens: Gold und Silber, so einmal in das Land, es sey aus eigenem Bau, oder aus der Frembde, durch Industrie kommen, ist in keinerley Weiſs noch Wege, es sey für was es wolle, so viel nur immer möglich, wieder hinaus zu vertragen, noch zuzugeben, daſs es in Kisten oder Kasten vergraben werde, sondern immerzu in der Cirkulation bleibe; auch nicht, daſs es viel in solche Fabric gerathe, wo es gleichsam destruirt wird, und nicht wieder zu Nutzen zu bringen. Dann solchergestalt wird unmöglich seyn, daſs ein Land, so einmal zu einer ansehnlichen Baarschaft kommen, bevorab dasjenige, so eigene Gold- und Silber-Minen besitzt, in Armuth verfalle; Ja was das letzte betrifft, unmöglich, daſs es nicht an Reichthum und Gut immerfort zunehme. Dannenhero seynd

Fünfftens die Lands-Inwohner aus allen Kräfften dahin zu halten, daſs sie sich an ihren einheimischen Gütern begnügen, mit solchen allein ihre Lüsternheit und Pracht begräntzen, und der auswärtigen (ausgenommen, was die hohe Noth oder an Noths statt die eingerissene unvermeidliche Miſsbräuche, deren Exempel uns das Indianische Gewürtz giebt, nicht anders zulieſſen) aufs höchste, als immer möglich, müſsig gehen. Und was endlich noch

Sechstens abgienge, und besagter maſſen aus Noth, oder um unremedirlichen Miſsbrauchs willen unentbährlich wäre, solches bey denen Frembden, so weit es nur immer möglich, von erster Hand, nicht um Gold oder Silber, sondern in Austauschung anderer Inländischer Waaren abzuholen.

Siebendens: Sothane frembde Waaren sollen alsdann in roher Gestalt genommen, innerhalb Landes fabricirt, und der Manufaktur-Lohn allda selbst verdienet werden.

Achtens: Nacht und Tag ist darob zu seyn, wie die im Land gefallene überflüſſige Güter bey denen Ausländern in verarbeiteter Gestalt, so weit solches nöthig, und zwar um Gold und Silber anzuwerben, und zu dem Ende die Consumption, so zu sagen, bis an das äuſſerste Ende der Welt zu suchen, und selbige in alle Weiſs und Wege zu befördern.

Neuntens, ist auſſer wichtigen Bedenckens in keinerley Weiſs noch Weg zu gestatten, daſs Güter, deren Art inner Landes zur Genüge, und in erträglicher Güte fällig, von auſſen hinein gebracht werden; worinnen mit denen Auswärtigen weder Mitleiden noch Barmhertzigkeit zu tragen, sie seyen gleich Freunde, Verwandten, Alliirte oder Feinde. Dann da hat alle Freundschafft ein Ende, wo solche zu meiner Schwächung und Verderbung angesehen. Und solches behält Platz, wann gleich die Inländische Waaren schlechter an Güte, oder auch höher an Werth seyn solten. Dann besser wäre, es komme auch einen übel Berichteten so seltsam vor, als es wolle, für eine Waare zwey Thaler geben, die im Lande bleiben, als nur einen, der aber hinaus gehet.

Es ist keine Nothdurfft diese Grund-Reguln einer allgemeinen Lands-Oeconomie mit mehrerem zu beleuchten. Ihre Vernunfftmäſsigkeit liegt vor jedem Klugen von selbst am Tag. Ich will zwar nicht allen Ausnahmen den Weg dazu verlegt haben. Die Gelegenheit jeden Landes mag deren einer oder andern vielleicht hie und da Platz machen, aber selten. Welche Länder und deren Pflegung nach diesen Reguln geachtet werden, von denen wird sich mit leichter Mühe zeigen, was von ihrer gemeinen Wirthschafft zu urtheilen. Ich vermesse mich nicht jemand in die Schule zu führen; unterstehe jedoch ohne Ruhmgier zu sagen, welcher Pfleger und Vorsteher einer gemeinen Landes-Oeconomie, er sey hoch oder niedrig, sich selbst nach diesen Reguln prüffet und untersuchet, werde leicht ermessen können, ob er seinem Beruff verantwortlich vorgestanden oder nicht. Sie sind nicht die Invention eines spekulativen Geistes. Die Natur der Sachen selbst giebt sie dar, die Vernunfft bestätigt sie, und aller Orten, wo Reichthümer blühen, werden sie alle oder zum Theil geübet."

C. Kritik des Systems.

Ich gehe nunmehr zu einer Kritik des Systems über. Es ist niemals bestritten worden, daſs der Merkantilismus, gleich allen anderen volkswirtschaftlichen Systemen als letztes Endziel die Wohlfahrt des Volkes im Auge hatte, die Wohlfahrt des Volkes aber nur soweit, wie dieselbe durch materielle Güter des Lebens gesichert und gefördert werden kann. Man hat es ihm daher auch nie zum Vorwurf gemacht, wenn er danach strebte die Mittel und Wege aufzuspüren, die zur Bereicherung der Staaten führen könnten, sondern

vielmehr dieses, dafs er den Reichtum für das Endziel aller Volkswirtschaftspolitik hielt, ohne sich über das Wesen desselben klar zu sein. Er verwechselte Geld und Reichtum, hiefs es, und suchte daher mit allen Mitteln den Barvorrat eines Landes an Gold und Silber zu vermehren. Dabei vergafs man aber, sich zu fragen, was denn der Merkantilismus unter Reichtum verstand, und ob nach seiner Auffassung von demselben seine Identifizierung mit dem Gelde nicht zu vollem Rechte bestand. Man setzte stillschweigend voraus, er habe den Reichtum als ein günstiges Verhältnis der einem Menschen oder einem Volke zur Befriedigung seiner Bedürfnisse zu Gebote stehenden Mittel zu eben diesen Bedürfnissen definiert. Da nun alle Mittel zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, sofern es sich nicht um freie Güter handelt, für Geld zu haben sind, — so etwa argumentierte man — betrachtete er das Volk als das reichste, dem die meisten Geldmittel zur Verfügung standen. Indem er dabei aber übersah, dafs nur unter ganz bestimmten Verhältnissen alle Bedürfnisbefriedigungsmittel für Geld erhältlich sind, konzentrierte er sein ganzes Streben auf den Erwerb von Geldmitteln. Die Ironie des Schicksals wollte es, dafs er dieses Ziel auf eben dem Wege am sichersten zu erreichen glaubte, auf dem er sich andererseits die Möglichkeit des Geldgebrauches untergraben mufste. Er opferte den Zweck dem Mittel, indem er in der Realisierung dieses schon jenen erreicht zu haben meinte.

Diese auf Smith gegründete und von Dühring gegeifselte Auffassung des Systems wird heute nicht mehr aufrecht erhalten. In einer langen Reihe von Citaten weist Biedermann nach[1], dafs den Merkantilisten keineswegs das Geld als solches begehrenswert erschien, sondern nur als Repräsentant der der menschlichen Notdurft dienenden Güter. Und diesen Beruf als Repräsentant wirtschaftlicher Güter erfülle es um so besser, je schneller es zirkuliere, oder, was die direkte Ursache hiervon, je mehr von ihm in einem Lande vorhanden sei. Wo viel Geld zirkuliert, da hat jeder einzelne am ehesten die Aussicht, in den Besitz dessen zu gelangen, wessen er bedarf, und das um so mehr, je mehr reiche Geldmittel im Lande befruchtend auf die Produktion wirken müssen. Es ist zweifellos, dafs Biedermann in diesen Punkten die Auffassung der Merkantilisten richtig getroffen hat. Ihre Anschauung vom Reichtum hat er damit aber nicht er-

[1]) a. a. O. S. 20. 21.

hellt, denn Geld bedeutete ihnen Reichtum nicht nur, wenn es durch Güter gedeckt war. Vielmehr war ihnen jede Geldvermehrung im Lande eine Bereicherung desselben, auch wenn sie mit einer Verminderung des Gütervorrates verbunden war.[1]) Nach ihrer Auffassung war der Staat am besten daran, der nichts zu importieren, aber viel zu exportieren hatte, weil jeder neue Export neues Geld, neuen Reichtum in das Land brachte.[2])

Es ist zu bedenken, sagt Hornigk, „dafs wo ein Land nur Gold und Silber, obgleich dessen genugsam, brächte, solches zwar reich, aber noch weit von der wahren Vollkommenheit und Independenz entlegen seyn würde, weiln es sich von Gold und Silber weder speisen noch kleiden könte, und von andern Ländern dependirte, ob diese ihm die übrige Nothdurfften dafür wolten abfolgen lassen".[3]) Ein Land also, das nichts als Gold und Silber besäfse, ist reich, gelangt zur wahren Vollkommenheit aber erst, wenn ihm die Möglichkeit geboten ist, seine Edelmetalle stets im Austausch für wirtschaftliche Güter zu verwenden. Klarer kann es nicht erwiesen werden, dafs die Definition des Reichtums als günstiges Verhältnis der Bedürfnisbefriedigungsmittel zu den Bedürfnissen auf Hornigk's Anschauung wenigstens nicht pafst. Was nennt Hornigk denn aber Reichtum? Er selbst giebt eine klare Definition: „Dann ob heutigen Tags eine Nation mächtig und reich sey oder nicht, hangt nicht ab der Menge oder Wenigkeit ihrer Kräffte oder Reichthum, sondern fürnemlich ab deme, ob ihre Nachbahrn deren mehr oder weniger, als sie, besitzen. Denn mächtig und reich zu seyn, ist zu einem Relativo worden, gegen diejenige, so schwächer und armer seynd."[4]) Reichtum ist also das Verhältnis zweier Vermögen. Trotz der mafsgebenden Stellung, die ich für das Buch Hornigk's bereits in Anspruch genommen haben, kann ich auf jeden Ausspruch desselben, und mag derselbe noch so schwerwiegend sein, nicht ohne weiteres alle Theoretiker verpflichten wollen. Wir werden uns also umsehen müssen, ob jene Definition auch sonst Vertreter findet.

Dühring citiert folgenden Ausspruch Lockes[5]), dessen

[1]) Es ist bekannt, dafs sie z. B. den Betrieb von Gold- und Silberbergwerken auch da befürworteten, wo derselbe nur mit Verlust zu arbeiten vermochte.

[2]) Auch das bedeutet am Ende eine Vergröfserung des Geldquantums auf Kosten des Gütervorrates.

[3]) a. a. O. S. 24.

[4]) a. a. O. S. 20.

[5]) a. a. O. S. 68.

merkantilistische Denkweise kaum bestritten wird: „Reichtümer bestehen nicht darin, mehr Gold und Silber zu haben, sondern darin, davon im Verhältnis zu der übrigen Welt oder unsern Nachbarn mehr zu haben.“ Und die etwas verworrenen Ausführungen Justi's in der „Staatswirtschaft“ [1]) reduziert Roscher [2]) auf den Satz: „Gold und Silber sind relativer Reichtum, wichtig für den Verkehr: also für Nationen, die keinen Verkehr haben wollen, sehr Nebensache.“ Dies alles stimmt völlig zu dem, was Cunnigham über die englischen Merkantilisten ausführt. [3])

Es galt ihnen nicht um jeden Preis, selbst um den der Vernichtung anderer Nationen, Geld in ihrem Lande anzuhäufen. Sie strebten vielmehr danach, anderen Staaten bezüglich des Reichtums stets den Vorrang abzulaufen. Es mufste also die Kräftigung schwächlicher Staatswesen geradezu in ihrem Interesse liegen, denn in ihnen zogen sie sich Käufer für ihren Markt heran, welchen die ihrer Konkurrenz gewachsenen Nationen verschmähten. Im „British Marchant“ heifst es [4]): „Wir erlauben, die Güter und Waren von Holland, Deutschland, Portugal und Italien bei uns einzuführen und zu konsumieren, und das ist gut, dafs wir es thun, da wir einen viel gröfseren Wert unseres eigenen Produktes ausführen, als wir aus anderen Ländern einführen, so dafs der Konsum jener Länder viel gröfsere Summen den Pächtern unseres Landes und der Arbeit unseres Volkes, als die unserige ihnen bezahlt. Dagegen aber schliefsen wir die Güter und Waren von Frankreich soviel wie möglich aus, weil unsere Konsumtion derselben die der unserigen verhindern und einen grofsen Teil der 42 Millionen, die sie (die einheimische Konsumtion) den Pächtern unseres Landes und der Arbeit unseres Volkes jetzt bezahlt, vermindern würde.“

Also auch hier wird das Wesentliche nicht darin gefunden, dafs man viel Geld, sondern dafs man davon mehr besitze als andere. Es würde mich aus dem Rahmen eines einleitenden Kapitels hinausführen, wenn ich diese Untersuchung noch weiter verfolgen wollte. Die angeführten Namen und Beispiele sind so schwerwiegend, dafs ihnen gegenüber gern zugegeben werden mag, dafs sich bei kleineren Geistern, z. B. Schröder, eine so tiefe Einsicht in das Wesen des Reichtums kaum nachweisen liefse. Nur kurz sei noch ange-

[1]) I, S. 152 ff.

[2]) a. a. O. S. 453.

[3]) a. a. O.

[4]) In dem citierten Aufsatz von Cunningham.

deutet, dafs die wiederkehrende Behauptung, der wahre Reichtum eines Landes bestände in einer dichten Bevölkerung, ja gar nicht anders gedeutet werden kann, als durch die Voraussetzung jener Definition des Reichtums als des Verhältnisses zweier Vermögen. Denn gerade deshalb schätzte man ja eine dichte Bevölkerung, weil sie imstande war, ein Land vom anderen unabhängig zu machen, ja dasselbe sogar als Konsumenten ihrer eigenen Produkte heranzuziehen. Sie verschaffte dem Mutterlande einen Vorteil vor dem Auslande, indem sie jenes im Verhältnis zu diesem reicher machte.

Müssen wir aber die Definition: Reichtum ist das Verhältnis zweier Vermögen, für den Merkantilismus in Anspruch nehmen, so thun wir das mit um so gröfserem Rechte, je mehr wir uns davon überzeugten, wie es ursprünglich die Machtfrage gewesen ist, die zu einer so hohen Wertschätzung des Reichtums führte. Der Satz aber, Geld ist Macht, hat nur einen Sinn, wenn wir ihn komparativ fassen, wo mehr Geld — da mehr Macht, wo das meiste Geld — da die gröfste Macht. Ein Satz übrigens, über den man bis heute nicht hinausgekommen ist.

Ist nun die Definition: Reichtum ist das Verhältnis zweier Vermögen, richtig? In der Nationalökonomie ist sie nicht allgemein anerkannt[1]), trotzdem mufs ich gestehen, eine andere Definition für die Volkswirtschaft schlechterdings unanwendbar zu halten. Über die Relativität des Begriffes Reichtum ist man sich immer klar gegewesen. Da aber die Nationalökonomie eine Sozialwissenschaft ist und es als solche stets mit mindestens zwei Objekten der Betrachtung zu thun hat, die zueinander in ganz bestimmten Beziehungen stehen, kann sie die Relativität des Begriffes Reichtum nicht zwischen das Wollen und Können eines einzelnen isolierten Individuums setzen. Das Wollen geht sie überhaupt nichts an. Sie kann die Relativität nur setzen zwischen das Können zweier Individuen. Die Definition des Reichtums als Verhältnis der Bedürfnisse zu den Mitteln ihrer Befriedigung zerrinnt uns unter der Hand, sobald wir sie näher fixieren wollen. Neumann führt als Beispiele für die Anwendung dieser Definition an, wenn wir sagen: „Jemand ist im Wohlstand oder im Reichtum aufgewachsen, andere Verhältnisse als Wohlstand oder Reichtum sind ihm

[1]) Neumann bringt sogar die beiden weit auseinanderliegenden Definitionen in eine. Nach ihm ist Reichtum „ein im Verhältnis zu anderen Vermögen und zu dem Bedürfnis des Vermögensinhabers grofses Vermögen“. Wie nun, wenn das Vermögen im Verhältnis zu anderen grofs, im Verhältnis zu den Bedürfnissen aber klein ist? (Schönberg, Hw. d. St. I. S. 163).

unbekannt". [1]) Sagen wir damit aber irgend etwas Absolutes? Sagen wir nicht vielmehr, dafs dieser Jemand in Verhältnissen aufgewachsen ist, die im Vergleich zu anderen glänzende sind, und dafs ihm Verhältnisse unbekannt sind, die im Vergleich zu den seinigen ärmlich sind? Lebten alle Menschen in den gleichen Verhältnissen, so könnten wir von keinem sagen, er lebe im Reichtum, mögen die Bedürfnisse der verschiedenen noch so verschieden sein. Werden wir nach dieser Definition nicht sogar gestehen müssen, dafs alle Menschen in den besten Verhältnissen geboren werden, denn die Fälle sind wohl verschwindend, in denen das Verhältnis der Mittel zu der Befriedigung der Bedürfnisse eines neugeborenen Kindes zu diesen Bedürfnissen kein günstiges wäre. Wächst ein solches Kind nun unter stets sich bessernder Vermögenslage seiner Eltern heran, so entgehen wir der Absurdität nicht, dafs es stets ärmer wird, wenn wir nur annehmen, dafs seine Bedürfnisse sich in höherem Grade steigern, als das elterliche Vermögen.

Bescheiden wir uns also mit der Definition, als deren Anhänger wir den Merkantilismus erkannten.

Nach diesen Ausführungen, die mir erforderlich erschienen, weil, so oft man den Merkantilismus gegen den Vorwurf der Geldüberschätzung auch schon in Schutz genommen hat[2]), die Sache von dieser Seite aus noch nie beleuchtet worden ist, kehre ich zu meinem Gedankengange zurück.

Die Merkantilisten erstrebten eine Bereicherung des Volkes in dem oben erörterten Sinne. In einer solchen Bereicherung sahen sie einerseits eine Garantie der Machtstellung ihrer Nation, andererseits aber eine Garantie eines schnellen Warenaustausches, der die Volkswohlfahrt befördern sollte. Lassen wir die für jene Zeit nicht in das Gewicht fallende Erwägung, dafs in einem Lande auch zu viel Geld zirkulieren kann, aufser Acht, so können wir den Merkantilisten bis hierher sehr wohl folgen, ohne eine Inkonsequenz oder einen logischen Fehler in ihrem System konstatieren zu müssen.[3])

Den schwachen Punkt des Merkantilismus werden wir erst in der Anwendung des Mittels finden, durch das er den Geldvorrat der Staaten zu vergröfsern gedachte. Seine Handelspolitik war es, die praktisch undurchführbar, schliesslich das ganze System zu Fall bringen mufste, da

[1]) a. a. O.

[2]) Vgl. Biedermann a. a. O. S. 27.

[3]) Im Gegensatz zu den Autoren, die den Fehler des Systems bereits darin fanden, dafs es jenes Volk das reichste nannte, welches das meiste Geld hatte.

die praktische Durchführbarkeit desselben auf ihr basierte. Mag es auch thöricht sein, diese Politik dahin charakterisieren zu wollen, dafs die Merkantilisten immer nur verkaufen und niemals kaufen wollten[1]), so kann man ihnen doch den Vorwurf eines weitgehenden Optimismus nicht ersparen. Was half die schöne Theorie, nach der man schwächere Staaten durch den Konsum ihrer Erzeugnisse zu Abnehmern für den eigenen Markt zu kräftigen dachte, wenn diese kleineren Staaten ihrerseits in einer merkantilistischen Handelspolitik ihr Heil und die Wurzel ihrer einstigen Macht erblickten? So einfach, wie Stewart sich die Sache vorstellt, pflegt sich der volkswirtschaftliche Entwickelungsprozefs eines Volkes nicht zu vollziehen.[2]) Vorwärts auf der vorgeschriebenen Bahn oder zurück, und hemmen Hindernisse den Weg, so mufs die Gewalt sie hinwegräumen. Cromwell's Navigationsakte und Colbert's Tarifmafsregeln, die den holländischen Welthandel vernichten sollten, waren der Anlafs zu verheerenden Kriegen dieser Nationen. Bis aufs Blut hat Holland sich gewehrt. In den 61 Jahren von 1652—1713 hat es 36 Kriegsjahre allein gegen England und Frankreich zu verzeichnen, abgesehen von den kriegerischen Verwickelungen mit Schweden, Dänemark und anderen Ostseestaaten.[3]) Und 1797 konstatierte Büsch, dafs England in den letzten 144 Jahren 66 Kriegsjahre auszuhalten gehabt hätte, die teils der Gründung von Kolonieen, teils der Vernichtung anderer Staatswesen gedient hätten.[4]) Was aber der internationale Handel gewinnen konnte, wenn die Völker sich gegenseitig bekriegten, liegt auf der Hand. Es wurde das

---

[1]) Eine Behauptung, die von dem älteren Blanqui herrührt.

[2]) Vgl. Held a. a. O. S. 78: „Unkultivirten Völkern, die noch gar keine Industrie haben, empfiehlt Stewart in echt englischer Weise, einstweilen unverzagt fremde Manufakte zu consumiren, bis der dadurch genährte Luxus der Reichen den arbeitenden Teil der Nation zur Entwicklung eines industriellen Geistes gebracht hat. Ist so der Grund gelegt, dann beginnt die Zeit, wo mit aller Gewalt die Industrie vermehrt, auch im Anfang mit Verlust gearbeitet werden mufs; dann soll der inländische Luxus aufhören und das Volk sich durch den Luxus des Auslandes bereichern. Der Aufschwung mufs aber endlich still stehen, wenn die früheren Absatz-Länder selbst eine Industrie begründen: dann mufs man sich vom Ausland ganz abschliefsen, den erworbenen Reichtum im Inland zirkulieren lassen und zur Erhaltung des nicht mehr vermehrbaren Wohlstands (also auch hier Reichtum das Verhältnis zweier Vermögen!) die inländische Balanz zwischen Reichen und Arbeitern im Gleichgewicht erhalten.“

[3]) Laspeyres, „Geschichte der volkswirtschaftlichen Anschauungen der Niederländer und ihrer Litteratur zur Zeit der Republik“. Leipzig 1863. S. 128.

[4]) Im citierten Aufsatz von Schmoller S. 56.

auch keineswegs verkannt, aber die sehr weise ersonnene Theorie scheiterte an ihrer praktischen Undurchführbarkeit.

„Wenn das Streben der Nationen, ihren Handel und ihre Schifffahrt zu vermehren, auf das Gedeihen anstatt den Ruin anderer Staaten gerichtet wäre", klagt Postleswayt, „so könnte ich mich über den guten Erfolg freuen und mich bestreben, denselben eher zu vergröfsern als zu verhindern. Der Fall ist aber anders: die Staaten nehmen die Vorteile ihres Verkehrs und ihrer Navigation zum Vorwande, um das Menschengeschlecht zu Sklaven zu machen."

Es konnte nicht ewig verborgen bleiben, dafs das System selbst sich seine Lebensbedingungen untergrub, und es mufste dahin kommen, dafs der Staat, der aus dem allgemeinen Kampf als Sieger hervorging und der zugleich das Bewufstsein in sich fühlte, jeder Konkurrenz gewachsen zu sein, alsbald für den Freihandel eintrat. Es war das England, dessen gewaltige Agitation allmählich den ganzen Kontinent für dieses neue System erobern sollte.

Ich habe aber nicht zu verurteilen, sondern zu beurteilen, und mufs daher auch die Kehrseite der Medaille einer Prüfung unterziehen. In dem Bestreben, sich in allen ihren Bedürfnissen vom Auslande unabhängig zu stellen, oder gar das Ausland in den seinigen von sich abhängig zu machen, entfalteten die Nationen einen wahren Wetteifer in der Aufnahme neuer Industrieen. Mochte man dabei auch manches Gewächs mühsam grofsziehen wollen, dem alle Bedingungen zur gedeihlichen Entwickelung versagten, so berechtigen uns die Erfolge, die nach anderer Seite hin zu verzeichnen waren, allein schon auch von einer segensreichen Wirkung des Merkantilismus zu reden. Von dem Aufschwung, den einzelne Städte unter der Herrschaft des Systems nahmen, können wir uns kaum eine Vorstellung machen. Die Industrie in Toledo gelangte zu einer Blüte, dafs man die Bettler und Vagabunden von der Strafse in die Fabriken trieb, um nur der gewaltig gesteigerten Nachfrage genügen zu können. Damit Hand in Hand ging aber ein anderes Moment: die Rehabilitierung der Arbeit. In der Weltanschauung der bisher herrschend gewesenen katholischen Kirche hatte die Arbeit nur „die Stellung eines Übels". Zur höchsten Vollendung kam der Mensch nach ihrer Auffassung erst durch das weltabgeschlossene Sichversenken in seinen Schöpfer. Erwägt man dazu, dafs durch die Bettelorden die Bettelei gewissermafsen legitimiert schien [1]), so wird es einen nicht

[1]) v. Schwarzkopf citiert als einen Ausspruch Vasco's: „Das Geschäft des Bettelns, besonders wenn man dabei zum geistlichen Stande gehört, ist ein sehr

Wunder nehmen, wenn zu Ausgang des Mittelalters die Landstreicher und Bettler förmlich zu einer Landplage geworden waren. Räumte die Reformation mit dieser Weltanschauung auf, so schuf das Merkantilsystem das Feld für die Arbeit. „Ich will ein Volk von Arbeitern schaffen", hatte Colbert gesagt[1]), und ein Volk von Arbeitern war in der That eine Voraussetzung aller Erfolge, die das System erringen konnte. Und welche Erfolge es nach dieser Richtung hin errang, haben wir bereits erwähnt. Eine andere Voraussetzung freilich war „die Dummheit der anderen Völker", die ihres eigenen Vorteils nicht gewahr wurden. Wenn aber die grofsartigen Erfolge in Frankreich und in Spanien schliefslich so gänzlich wieder vernichtet wurden, so hat das seinen Grund nicht allein in der wachsenden Einsicht der anderen Völker. Man liefs sich leider verleiten, in den Faktoren, die den Wohlstand des Volkes begründet hatten, eine unerschöpfliche Geldquelle zu suchen, die Gewerbepolitik wurde zu einem Teil der Finanzpolitik. Steuer auf Steuer wurde der Industrie aufgelastet, denen sie um so weniger gewachsen war, als auch die ausländischen Märkte sich ihr mehr und mehr zu verschliefsen begannen. So mufste es endlich dahin kommen, dafs sie, weit entfernt, eine Quelle der Volkswohlfahrt zu bleiben, nun ihrerseits der staatlichen Fürsorge und Unterstützung bedurfte.[2])

Ziehe ich noch das letzte Moment in Betracht, das Eintreten der Merkantilisten für die Volksvermehrung, so mufs ich hier das völlig Zeitgemäfse ihrer Forderungen anerkennen. Selbst abgesehen von der Förderung, welche die Industrie durch eine Verdichtung der Bevölkerung erfahren mufste, erscheint ihre Bevölkerungspolitik angesichts der fortwährenden Kriege durchaus natürlich. Es darf dabei nicht übersehen werden, dafs damals in Seuchen, Teuerungen u. s. w.

lukratives". „Beiträge zur Geschichte der nationalökonomischen Studien in Italien im 17. und 18. Jahrhundert."

[1]) Vgl. hierzu auch Fernam. „Die innere französische Gewerbepolitik von Colbert bis Turgot". Leipzig 1878. S. 15.

[2]) Am bittersten hat sich diese rücksichtslose Finanzpolitik in Spanien gerächt. Von dem glänzenden Zustand, in dem es sich bei der Thronbesteigung Philipps III. befand, war bei dessen Tode nur noch ein schwacher Abglanz in der Blüte Sevillas zu spüren. Aber die Regierung Philipps IV. gab auch ihr den Gnadenstofs. Von den 3000 Seidenwebstühlen, die dort noch zum Beginn des 17. Jahrhunderts Beschäftigung fanden, waren jetzt kaum noch 60 im Gange, und deren Arbeiten waren so schlecht und dabei so teuer, dafs sie weder im Auslande noch in den Kolonieen Käufer fanden. Häbler, Die wirtschaftliche Blüte Spaniens im 16. Jahrhundert und ihr Verfall. Berlin 1888.

eine bedeutend längere Reihe von volksvermindernden Faktoren wirkte, als dies heute der Fall ist. Dafs wir uns deshalb nicht zu allen Mitteln zu bekennen brauchen, durch welche die Volkszahl künstlich in die Höhe geschraubt werden sollte, versteht sich von selbst.

Ich bin mit der Kritik des Systems zu Ende. Wie ich bei der Darlegung desselben nur in grofsen Zügen sein Ziel und seine Wege schildern konnte, so konnte ich auch hier nur die Hauptforderungen desselben meiner Erörterung unterziehen und nachweisen, wie die Konsequenzen des Systems selbst es waren, die es schliefslich zu Fall bringen mufsten. Dafs es sich auf ganz gesunden Gedanken aufbaute, kann nicht verkannt werden, ebenso wenig aber, dafs es in seiner praktischen Entwickelung den Völkern neben allem Unheil auch reichen Segen gestiftet hat. Und steht es anders zu erwarten bei einem System, das sich auf der nationalen Arbeit als seiner Grundbasis erhebt, bei einem System, dessen hervorragender Vertreter den herrlichen Satz aussprechen konnte: „Das kostbarste Metall, das unentbehrlichste, vortrefflichste und sicherste, das es je gegeben und jemals geben wird, das ist der Schweifs, der auf der Stirne perlt; er mufs für das einzige Mittel gelten, welches ein kräftiges Staatswesen erhalten kann. Denn da, wo er fehlt, hat auch Gold und Silber nicht lange Bestand, denn er allein ist die Münze, die in aller Welt den gleichen, den höchsten Wert besitzt.“[1])

---

[1]) Martinez de Mata. Häbler a. a. O. S. 19.

Erster Teil.

Das Leben und die Schriften Johann Joachim Becher's.

A. Das Leben Becher's.

In die Zeit des unheilvollen 30jährigen Krieges fällt das Geburtsjahr Johann Joachim Becher's, des Mannes, der seine Lebensaufgabe darin sah, die tiefen Wunden, die jener verheerende Krieg seinem Vaterlande geschlagen hatte, zu heilen und ihm die Wege zu weisen, die es zu einem ungeahnten wirtschaftlichen Aufschwung führen sollten. Wie wir die meisten Nachrichten über das Leben Becher's aus seinen eigenen Schriften schöpfen müssen, so müssen wir uns auch bezüglich seines Geburtsjahres an die in denselben gegebenen Daten halten, die allerdings gerade in diesem Fall besonders unzuverlässig sind. In seiner „Methodus didactica" heifst es am Schlufs: „Dieses ist geschrieben und geendiget in München den 19 Tag Maji A. 1667 war, der Himmelfahrtstag unseres HErn und Heylands JEsu Christi, welchem Lob und Preis gesaget sey, Amen."

Ziehen wir zur Ergänzung eine Bemerkung im zweiten Teil desselben Werkes heran, in welcher der Verfasser behauptet, 32 Jahre alt zu sein, so ergäbe sich aus der Kombination dieser beiden Zahlen, dafs er im Jahre 1635 geboren ist.[1]) Gegen diese Zahl erheben

---

[1]) Der erste Monograph Becher's citiert, auf jene Stellen gestützt, als Geburtsjahr des Gelehrten das Jahr 1635. „Das Muster eines Nützlich-Gelehrten in der Person Herrn Doctor Johann Joachim Becher's etc." von Urban Gottfried Bucher. Nürnberg und Altdorff 1722. S. 7. Eine kurze Biographie Becher's findet sich schon als Einleitung zu der 1706 von J. F. R. P. P. und S. J. P. P. H. herausgegebenen dritten (oder vierten?) Auflage der „Närrischen

sich jedoch vielfache Bedenken, die schon von den Zeitgenossen des Gelehrten geäufsert worden sind. Als glaubwürdigster Zeuge tritt die eigene Gattin Becher's auf.

Der Gothaische Oberberginspektor Hayn verrät [1], dieselbe habe ihm mehr als einmal gesagt, „dafs ihr Herr sich vor so jung ausgeben wolle, da sie doch wohl wüfste, dafs er nicht weit von sechzig Jahren sein könnte." Da Hayn selbst Becher im Jahre 1682 zu Grabe begleitet hat, wäre er also, wenn seine „Liebste" ihn richtig taxierte und ihre Aussage auch aus den letzten Lebensjahren des Gelehrten stammt, schon um 1625 geboren.[2]) Zincke behauptet, nicht ganz unwahrscheinliche Vermuthungen zu haben, „dafs er unter diejenigen Gelehrten gehört habe, die sich bey ihren Werken, um sie desto vortrefflicher vorzustellen, für jünger ausgegeben haben als sie wirklich gewesen". Demnach scheint das Becher vorgeworfene Mittel, sich die Bewunderung seiner Leser in erhöhtem Mafse zu erringen, bei den zeitgenössischen Gelehrten nicht ganz unbeliebt gewesen zu sein, womit allerdings die Wahrscheinlichkeit nahe gelegt ist, dafs es auch von unserem mafslos eiteln Gelehrten in Anwendung gebracht worden sei. Verdächtig erscheinen übrigens auch einige Bemerkungen in der Psychosophia, die Becher im Jahre 1682 neu herausgab. In der Vorrede dieser Schrift giebt er den Entschlufs kund, mit ihr dem Bücherschreiben den Abschied zu geben und sich zur Ruhe zu setzen.

Weisheit". Dieselbe diente vielen späteren Biographen als Grundlage, meist wurde sie sogar ziemlich wörtlich ohne Quellenangabe abgedruckt. So in dem „Historischen Schauplatz vornehmer und berühmter Staats- und Rechts-Gelehrten" etc. Frankfurt und Leipzig 1710. S. 194 ff; so von Roth-Scholtz in der 1717 von ihm herausgegebenen Auflage des „chemischen Rosengarten"; so endlich von Zincke in den „Leipziger Sammlungen" 1745. 2. Band, S. 657 ff. Eine Biographie enthält ferner die 1754 von Zincke herausgegebene fünfte Auflage des „Politischen Discurses." Ferner finden sich biographische Notizen bei Witte: „Darium biographicum". Riga 1691. Band II. Zedler: „Grofses Universallexikon aller Wissenschaften und Künste, welche bisher durch menschlichen Verstand und Witz befunden wurden". Band III. Halle und Leipzig 1733. S. 363. Jöcher: „Allgemeines Gelehrten-Lexicon". Leipzig 1750. S. 890. Georges: „Allgemeines Europäisches Bücher-Lexikon". S. 110. Allgemeine deutsche Biographie. II. Leipzig 1873. S. 201 f. Gmelin: „Geschichte der Chemie". Band II. Göttingen 1798. S. 142 ff. u. a.

[1]) In einem Brief an Roth-Scholtz, einem späteren Herausgeber chemischer Schriften Becher's. Bucher a. a. O. S. 33.

[2]) Diese Zahl nimmt auch Roscher als wahrscheinlich an. Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland. München 1874. S. 270.

[3]) In der Vorrede zur fünften von ihm herausgegebenen Auflage des Politischen Diskurses.

„dieweil doch inter vitam et mortem, wie Kayser Carolus Quintus sagt, einiges intervallum sayn mufs".[1]) Mag sich dieser Ausspruch auch in den früheren Auflagen nicht finden, so ist doch kaum anzunehmen, dafs ein Mann von dem ruhelosen Schaffensdrang eines Becher schon am Ausgang seiner vierziger Jahre und in voller Manneskraft von solcher Weltmüdigkeit heimgesucht worden wäre. Einen sicheren Anhalt giebt uns natürlich auch dieses Citat nicht und wir werden uns damit bescheiden müssen, das Geburtsjahr Becher's zwischen die Jahre 1625 und 1635 zu setzen.

Die Stürme des 30 jährigen Krieges haben jede Spur von Becher's Vorfahren verweht, ja selbst über sein eigenes Leben wüfsten wir so gut wie nichts, wenn nicht seine Schriften uns manche interessante Daten überliefert hätten. Die Nachrichten, die wir seinen Zeitgenossen verdanken, entbehren leider jeglicher Glaubwürdigkeit. Schon Bucher klagt [2]) „aufser dem, was ich in seinen Schrifften gefunden, die ich doch noch lange nicht alle gesehen, habe ich weiter nichts erfahren können, als Calumnien und schimpffliche Erzehlungen von seines Lebens Anfang, Mitte und Ende".

Über seinen Vater hören wir nur wenig.[3]) Er ist Lehrer in Strafsburg und später Pfarrer in Speyer gewesen, woselbst auch Johann Joachim das Licht der Welt erblickte.[4]) Es wäre müfsig, hier zu erwägen, was aus dem Knaben hätte werden können, wenn der Tod des Vaters, der bereits im 37. Jahre in Speyer verstarb, ihn nicht so früh den wechselvollsten Schicksalen preisgegeben hätte. Dafs er aber in seinem Vater einen Mann verlor, der das Genie des Knaben auf die rechten Bahnen hätte lenken können, scheint aufser allem Zweifel. Sprach derselbe doch schon in seinem 28. Lebensjahre zehn Sprachen, in denen er auch eine ganze Reihe von Schriften abfafste, die leider nicht auf uns gekommen sind.

Ebensowenig hören wir über die Jugendschicksale Becher's. Er selbst giebt einen kurzen Bericht derselben, an dem sich jedoch schon das Bestreben bemerkbar macht, die eigene Person in ein möglichst günstiges Licht zu rücken. Er schreibt: „Ich habe selbst practice in der Jugend informiret, und zwar solches occasione allerhands Unglücks,

---

[1]) Psychosophia. 1707. (3. Aufl.?) S. 343 ff.

[2]) a. a. O. S. 6.

[3]) In der Psychosophia.

[4]) In seinen lateinischen Schriften nennt er sich stets „Spirensis", in seinen deutschen „von Speyer".

dafs nemlich mein Vatter mir gar zeitlich in meiner Jugend gestorben, durch den Teutschen Krieg mein Vaterland gantz ruiniret, meine übrigen Freunde gestorben, meine Mutter wieder geheyrathet, und also mein ungerathener Stief-Vatter nicht allein völlig das Meinige verthan, sondern auch mich in die Frembde verschleppet. Aber wie kein Unglück so grofs, da nicht ein Glück dabey; also habe ich viel in der Frembde lernen und erfahren müssen, das ich nie zu Hause bey gutem Wohlstande gethan hätte; sondern wäre auf der alten Leyer blieben. Es ist aber nicht nur das Reisen davon Ursach; denn wie das Sprichwort lautet: Eine Ganfs flieget über das Meer, eine Ganfs kömmet wieder her, und kan die zarte Jugend, wenn sie in die Frembde geräth, und entweder zu viel oder gar keine Mittel hat, gar leichtlich zu Grunde gehen, zumal wo keine Auffsicht, noch vorher ein vest gesetzter Grund in Studiis ist. Nachts habe ich müssen vor mich studiren und mit grofser Mühe aus Büchern suchen, was man andern in denen Schulen einkäuet, und auf das beste vor- und ausleget, könnens doch offtermahls nicht begreiffen, ja aus Mangel der Bücher habe ich manche Theses und Axiomata selbst von neuem und ex lumine naturae suchen müssen, welches mir viel Zeit genommen, wiewol ich es hernach mit gröster Solidität bekommen; so es mir aber von andern alsobald wäre gesagt worden, hätte ich selbe Zeit anders anwenden können, aber GOtt hat es nicht haben wollen, ich habe sollen auf eine andere Weise lernen, von den Fundamentis anfangen, und von denen Sachen auf die Wörter gehen, da hingegen die Schulen allein in Wörtern bleiben, und von denen Sachen (Realien) nichts wissen. Wann ich nun des Nachts für mich studiret habe, so habe ich des Tages andere lehren müssen, damit ich nicht allein mich, sondern auch meine Mutter und zwey Brüder, so ich in der Frembde bey mir hatte, ernehren könnte. Ich hätte meine Person leichtlich durchbringen können: aber GOtt hat haben wollen, dafs ich noch ein mehrers thun solte, damit ich stätigs auffgemuntert, und nicht zum Müfsiggang verleitet würde. Was ich zur Recreation genommen, wäre manchem die gröfste Arbeit gewesen, indem ich gelehret habe, habe ich selbsten gelernet: Weil nun die Zeit bey mir über die mafsen wohl muste angewendet werden, und die Sorge, mich und meine Leute zu ernehren in der damaligen hohen Jugend, (denn ich war über 13 Jahr nicht alt, als solches geschahe), die Sand-Uhr gar genau umkehrete, so speculirte ich auf alle Wege und Weise, wie ich einen kurzen Methodum zu dociren finden könnte, schaffte mir derowegen alle Methodisten, so viel ich bekommen konnte, und nachdem ich mit grofser Mühe end-

lich ein neu Expediens gefunden, wovon ich nun in diesem Buche handele, siehe, da bekam ich Lust zu andern Studiis, setzte die Didacticam auf die Seite, und studirete die Theologie, als ich die absolviret Mathesin, nach dieser die Medicin, auf diese die Chymie, hierneben lernete ich occasione der Mathesis etliche Handwercke und bey diesen observirete ich ihre Handwercks-Gebräuche und Privilegia, also geriethe ich endlich in das Studium Politicum und Iuridicum, gleichwie in allen diesen Materien der günstige Leser von mir gedruckte Tractate finden wird.“ [1]) Auf die Frage des Philosophen in der „Psychosophia“ [2]), wie er zu seiner wunderbaren Wissenschaft gekommen sei, antwortet Becher in der Person des Psychosophen: „das Ingennium, Iudicium und Memorie, so mir GOtt verliehen, habe ich in der Mathesi excoliret, und dadurch die Ordnung gelernet, darnach habe mich auf die Methodos geleget, nachmahlen der Sachen Principia und Axiomata angemercket, über dieses habe ich viel gelesen, viel gehöret, viel erfahren, viel probiret, viel laboriret, viel speculieret, bin auch viel mit gelehrten Leuten umgegangen.“ Es folgt dann die Aufzählung einer langen Reihe Gelehrter, mit denen er in Schweden, Deutschland und Holland in Berührung gekommen ist, darunter Namen von gutem Klange. Auch mit Kaiser Ferdinand III., dem Kurfürsten von Mainz, dem Kurfürsten von Bayern und dem Kardinal von Salzburg hat er in persönlichem Verkehr gestanden. Sie haben ihm die Mittel verschafft „allerhand Experimenta, so wohl in Mathematicis, als Physicis, Medicis, und Chimies auch in Didacticis zu thun. Über dieses, so fährt er fort, hatte ich von Natur Lust, zu dergleichen Sachen, und hatte keines Antreibers vonnöthen, wann andere spieleten, truncken und lustig waren, da studierete ich, und wo ich stund und genge, speculirete ich, derentwegen ich auch unterschiedene Dinge gefunden, und der Welt damit gedienet, welche bishero noch nicht bekannt gewesen.“

Die Bildung Becher's ist also eine durchweg autodidaktische. Er erwähnt zwar eines alten Schulmeisters Debus [3]), der ihn für acht Thaler viel nützliche Dinge gelehrt habe. Auch eine Schule will er besucht haben, doch nur pro forma, wie er dann überhaupt von den Schulen nicht die beste Meinung hegte. Wenn er aber auf der Mainzer Universität nichts mehr gelernt zu haben behauptet, was er nicht schon gewufst hätte, so wird hier die Entscheidung schon

[1]) Vorrede zur „Methodus didactica“.
[2]) Psychosophia. 1707. S. 316 f.
[3]) Methodus didactica S. 69.

schwieriger, wie weit das der Wahrheit entspricht und wie viel Teil seinem Eigendünkel an dieser Behauptung beizumessen ist. Die Theologie gab er früh auf, ohnehin scheint er, wie Zincke meint[1], gar zu früh mit der Gottesgelahrtheit fertig gewesen zu sein „ohnerachtet man gar wohl aus seinen Schriften sehen kann, daſs der Kopf nicht viel darinnen gethan und das Herz noch weniger davon erfahren habe".

Boten theologische Studien ohnehin für das immer auf das Praktische gerichtete Streben Becher's kein geeignetes Feld, so wird seine Abwendung von denselben durch seinen, wohl aus Opportunitätsrücksichten erfolgten Übertritt zur katholischen Kirche noch erklärlicher. Thatsache ist, daſs er um diese Zeit die schöne Tochter des Hofrates Wilhelm von Hornigk freite; ob aber sein Ausspruch: „Die schönen Weiber haben den allerstärksten Simson und den allerklügsten Salomon verblendet, warum nicht auch mich?"[2]) gestattet, diese Heirat mit seinem Konfessionswechsel in Verbindung zu bringen, was thatsächlich geschehen ist, mag füglich dahingestellt bleiben. In der Gunst des Kurfürsten von Mainz muſste er durch jenen Schritt natürlich steigen. Derselbe ernannte ihn denn auch alsbald zu seinem Leibmedikus und verlieh ihm die Würde eines Professors institutionum medicinae an der Mainzer Universität.

Schon in Mainz ist Becher aus der engeren Wirksamkeit eines Arztes herausgetreten. Er widmete sich jedoch mehr philologischen und mechanischen Studien als volkswirtschaftlichen Problemen. Auf Wunsch des Kurfürsten verfaſste er: „Character pro notitia linguarum universali", wofür er hundert Dukaten erhalten sollte. Als er aber das Büchlein „zierlich eingebunden" dem Kurfürsten überreichte, fand ihn dieser mit einem bloſsen Dank ab. Das erbitterte ihn so heftig, daſs er sich „sammt der Invention zu Pecking in China" wünschte. Hatte er sich doch über der Arbeit ein hitziges Fieber zugezogen, so daſs er ein halbes Jahr in Frankfurt krank gelegen hatte und fast gestorben wäre. Dieser Vorfall, der an sich keinen Grund zu dauernder Miſsstimmung gegeben hatte, mag indessen die Neider Becher's immerhin darauf aufmerksam gemacht haben, daſs die Verhältnisse einer mit Erfolg durchzuführenden Intrigue nicht ungünstig waren. Die Gelegenheit, eine solche anzuspinnen, fand sich bald. Becher hatte eine Uhr erfunden, die, ohne daſs man sie auf-

[1]) a. a. O.

[2]) Physica subterranea S. 610. (Bucher a. a. O. S. 9.)

zuziehen brauchte, ewig gehen sollte. Das Problem des perpetuum mobile war gelöst! Da die Uhr einen festen Standpunkt haben mufste, liefs der Kurfürst zu ihrer Aufstellung einen Turm erbauen. „Aber ein gewisser damaliger Hoff-Bedienter hat dem Uhrmacher, einem Schweitzer, Namens Jacob Britzly, welcher difs Werck in Verwahrung hatte, befohlen, solches zu negligiren, verderben zu lassen, und die metallene Kugel heraus zu nehmen, also dafs dieses köstliche und künstliche Werck aus einem Perpetuo mobili, solcher gestalt nunmehro zu einem Perpetuo stabili worden.“[2]) Dieses Fiasko gab den erwünschten Anlafs dem unbequemen Erfinder beim Kurfürsten ein „ungnädiges Gesicht zuwege zu bringen“. Becher forderte zum Erweise seiner Unschuld eine Untersuchung der Angelegenheit. Man wufste dieselbe zu hintertreiben und bewies ihm damit, dafs die Tage seiner Gunst am kurfürstlich mainzischen Hofe vorüber waren.

Für einen Mann von dem Unternehmungsgeiste Becher's konnte ein solcher Mifserfolg nur den Ansporn zu neuen Plänen und Projekten bieten, und das um so mehr, als sich seiner Wirksamkeit alsbald ein neues Feld eröffnete. Schon während seines Aufenthaltes in Mainz hatte der Ruf, den seine Talente auch über den engen Kreis seiner Thätigkeit hinaus genossen, die Aufmerksamkeit des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz auf ihn gelenkt und denselben bewogen, mit ihm in Unterhandlungen zu treten. Der Erfolg derselben war, dafs wir Becher im Jahre 1664 bemüht sehen, neue Manufakturen in Mannheim einzuführen. Vor allem handelte es sich dabei um die Errichtung einer Glashütte, in welcher der, allezeit zu den kühnsten Versprechungen bereite Gelehrte Glas von der Güte des Venezianischen anzufertigen versprochen hatte. Nach Vollendung des Werkes sollte er, der übrigens auch mit der Beschaffung eines Hüttenmeisters betraut war, eine Entschädigung von nur fünfzig Reichsthalern erhalten. Noch ungünstiger erscheint uns die Abmachung bezüglich der nach Mannheim zu ziehenden Wollenwirker, der Seiden- und Leinenweber und der Errichtung einer Lederbereiterei. Die Handwerker sollten auf ihr eigenes Risiko nach Mannheim kommen, dort ihr Handwerk ohne irgendwelche andere Begünstigung als die, welche der Aufenthalt in dieser Stadt mit sich brachte, betreiben und erst, wenn das Werk in Gang gebracht wäre, mit je fünfzig Reichsthalern entschädigt werden. Becher haftete dafür, dafs keiner von ihnen Mannheim vor dem Ablauf dreier Jahre verliefs. Geschah es dennoch, so hatte er auf seine

---

[1]) Närrische Weissheit. Frankfurt 1683. I. Nr. 15, S. 26.

Kosten für einen Ersatz zu sorgen. Ohne die Garantie Becher's sollte ein Papiermüller nach Heidelberg berufen werden, der seine Manufaktur daselbst in Gang bringen und nachdem ihm das gelungen wäre, ebenfalls fünfzig Reichsthaler erhalten sollte. Für die Errichtung von Hammer-, Schleif-, Polier-, Säge- und Walkmühlen in Mannheim versprach der Kurfürst je zwanzig Reichsthaler an Becher zu zahlen.

Gekrönt werden aber sollte das großartige Projekt erst durch die Verpflanzung der Seidenmanufaktur nach Mannheim.

Bezüglich derselben einigte man sich dahin, daſs Becher den Samen zu den Maulbeerbäumen und die Personen, die sich auf die Pflanzung derselben verständen, stellte, wogegen der Kurfürst ihm zur Pflanzung von ungefähr zwanzigtausend Bäumen das Land abtreten wollte. Zur Unterhaltung des ganzen Unternehmens verpflichtete sich Becher unter der Bedingung, daſs „er oder die Seinigen, wegen seiner angewandten Kosten und Bemühung, entweder die Hälfte von demjenigen, wofür die Bäume vermietet oder den halben Theil der darauskommenden rohen Seide auf 30 Jahre a dato der Pflantzung ohne weitere Recognition, Grund-Zinss- oder dergleichen Imposten oder Contribution zu geniessen haben". Dieses Übereinkommen wurde im März 1664 in Heidelberg abgeschlossen.

Die hohe Gunst, in der Becher beim Kurfürsten stand, fand auch in der ihm auf zwei Jahre gegebenen Vollmacht ihren Ausdruck, dass er in allen Dingen, welche zur „Verbesserung der Stadt Mannheim und zur Vermehrung ihrer Einwohner" dienen könnten „vermög seiner habenden Instruction traktiren und schlieſsen möge".

Die zwischen dem Kurfürsten und Becher herrschenden Sympathieen basierten jedoch zu sehr auf dem persönlichen Vorteil beider, um auch dann noch Stand halten zu können, wenn der eine oder der andere seine Rechnung in der Verbindung nicht mehr zu finden meinte. Das scheint bei Becher sehr bald der Fall gewesen zu sein. Noch ehe jene groſsen Pläne in Mannheim und Heidelberg in das Werk gesetzt waren, sehen wir ihn in Unterhandlungen mit Kurbayern. Becher scheint sich nie ein Gewissen daraus gemacht zu haben, übernommene Verpflichtungen einfach zu ignorieren, sobald ihm von anderer Seite her Gelegenheit zu vorteilhafteren Abmachungen geboten wurde. Es ist ihm das mehr denn einmal vorgeworfen, ohne daſs es ihm gelungen wäre, diese Vorwürfe in überzeugender Weise zu entkräften, so sehr er sich auch bemühte, es zu thun. Auch seinen Übertritt aus kurpfälzischen in bayrische Dienste hat er zu begründen und den ihm auch hier gemachten Vorwurf eines

Kontraktbruches zu widerlegen versucht. Gerade darin mag der Grund zu finden sein, dafs wir über seine Thätigkeit in der Zeit, in der sich dieser Übertritt vollzog, kein klares Bild zu gewinnen vermögen. Jedenfalls hat er eine Zeitlang in Würzburg medizinischen Studien obgelegen, wenigstens hören wir, dafs er diese Stadt plötzlich verlassen mufste, weil er ein „justicirtes Weib anatomiret" und sich dadurch unehrlich gemacht hatte.

Die von Seiten Bayerns durch den Geheimen Rat und Oberhofmeister Hermann Egon Graf von Fürstenberg geführten Unterhandlungen hatten den gewünschten Erfolg. Bereits am 18. Juni überreichte Becher in München sein „unvorgreiffliches Bedencken, wegen Auffnehmung der Commercien-Sachen, und des darauff beruhenden Chur-Fürstlichen Interesse"[1]), in welchem er nach Voranschickung etlicher „Mercantilischer Reguln und Axiomata", in der Reorganisation des Münzwesens, und in der Gründung einer Wechselbank, eines Kaufhauses, eines Werkhauses und einer allgemeinen Landbank die Mittel empfiehlt, durch die das Geld im Lande erhalten werden könnte. Vor allen Dingen jedoch würde es gelten einen Kommerzien-Rat zu gründen, dessen Aufgabe im „Auffnehmen des gemeinen Wesens" zu liegen hätte. Diese Propositionen gefielen sowohl den „Herrn geheimen Räthen", als „Ihro Churf. Durchlaucht", die eine „mehrere Erleuterung" darüber zu verlangen geruhte. Eine solche überreichte er am 20. Oktober, in dem „Beweiss, was einem Fürsten an seinem Land gelegen". In dieser Deduktion stellte er, nachdem er sich eine Zeitlang vergebens abgemüht hat, vor Phrasen zur Sache zu kommen, zum ersten mal den Satz auf, in dem sein ganzes ökonomisches Lehrgebäude begründet ist „Volckreiche nahrhaffte Gemein".[2]) Überhaupt finden sich in diesem wie im vorher erwähnten Schriftstück bereits die Grundsätze, die er später im politischen Diskurs weiter ausführte, ja über das Kaufhaus spricht er sich hier sogar ausführlicher und klarer aus als dort. Schon jetzt mag er durch seine offene Sprache den Edelleuten und der Geistlichkeit gegenüber Anstofs erregt haben. Jedenfalls klagt er von jedermann verfolgt und beneidet zu werden.

Man mochte wohl ahnen, wessen man sich von diesem geschäftigen Geiste zu gewärtigen hatte. Denn obgleich seine Anstellung als Leibmedikus erfolgt war, so zeigt der Umstand, dafs er sofort

[1]) Politischer Discurs, 1688, S. 260 ff.
[2]) Politischer Discurs, 1688, S. 303 ff.

unter dem Beifall des Kurfürsten in die Wirtschaftspolitik eingriff, wie sehr es in den Intentionen desselben gelegen hatte, sich seiner in dieser Richtung zu bedienen. Diese Thatsache hatte gewiſs den Beifall der Kaufleute um so weniger, je mehr der Kurfürst für die Vorschläge Becher's das gröſste Interesse bezeugte. Wartete er doch nicht einmal ab, bis derselbe seine Deduktion beendet hatte! Er befahl ihn zur Audienz, deren Erfolg Becher's „Anschlag wegen der Bedienten-Besoldung zu ersparen" ist.[1]) Derselbe zielt nicht auf eine Verkürzung der Gehälter; im Gegenteil, dieselben könnten beliebig erhöht werden, wenn man eine Kasse gründete, deren Kapital dem Budget für Besoldungen gleichkam und auſserdem jährlich „cento pro cento" einbrächte. Allerdings ein sehr probates Mittel! In neun Paragraphen erörtert Becher die Möglichkeit und die Vorteile dieses Anschlages. Der vierte Paragraph „untersteht sich" zu erläutern, woher man das Kapital nehmen soll, nämlich von den Bedienten selbst, die durch fünf Jahre den zwanzigsten Teil ihres Soldes in die Kasse zahlen müſsten. Da auch alle neu eintretenden Bedienten gern fünf Jahre diese 5 % zahlen würden, könnte damit zugleich eine Alters-, Witwen- und Waisenversorgung verknüpft werden, denn bei gleichbleibender Bedientenzahl würde das Kapital sich stets vergröſsern. Becher ist von der Güte seines Vorschlags so überzeugt, daſs er dem Kurfürsten prophezeit, er würde halb München in seine Dienste bekommen können, denn wer den Vorschlag nicht annehmen wollte, müſste entweder ein widerspenstiger Narr oder ein verzweifelnder Bettler sein. Man würde dieser Prophezeihung gewiſs gern Glauben schenken, wenn Becher nicht unterlassen hätte, die Quelle anzugeben, aus der die „cento pro cento" geschöpft werden sollten. Diese Unterlassungssünde bleibt natürlich nicht unentschuldigt, wobei er den Leser vertrauensvoll in die Zukunft zu blicken bittet. Dessen ungeachtet ist nichts aus der Sache geworden, ein Schicksal, das seinen Projekten nachgerade zur Gewohnheit wurde. Sehr vertrauensvoll schreibt er: Ich hätte „diesen andern Theil gegenwärtiger Proposition so leicht und gewiss, ja noch viel leichter und gewisser, auch practicirlicher, als vorhergehenden ersten Theil auſsführen können, weil ich aber von Ihro Churfürstl. Durchl. nicht allein vor den vorhergehenden ersten Theil dieser so nützlichen proposition, sondern auch noch vor viele ander gute Rath und Anschläge, wie hier zu End der Münchnerischen Commercien-Sachen ich Ihro Chur-Fürstl. Durchl.

[1]) Überreicht am 10. Januar 1665. Politischer Discurs, 1688, S. 322 ff.

selbsten remonstrirt, einig Erkäntnuss nicht empfangen, sondern noch von dem Meinigen anderwertig sauer-verdienten Geld stetig zusetzen müssen, über dieses auch Ihro Chur-Fürstl. Durchl. vor allerhand andern Distractionen keine Zeit haben, Sich zur Gnüge, und der Nothdurfft nach, von solchen propositionen informiren zu lassen. so habe diesen zweyten Theil zu einer anderen Gelegenheit und Ort. da er etwan besser und erkänntlicher angelegt, verspahren, und mich hiermit wiederum ad acta Commerciorum begeben wollen, dann, nachdeme einig Kauffleut in München vernommen, dafs ihnen ihre Monopolia und Propolia durch meine proposition dem gemeinen Wesen zum besten abgeschnitten werden solten, haben sie durch ihre Freund, derer theils im geheimen Rath waren, sich mächtig dargegen gesetzt, und die Sach, so viel möglich, zu verhindern gesucht, weil ich dann vermerckt, dass guten theils die Herren Räthe von der Sach übel informirt waren, habe ich auff ein neues folgende Deduction übergeben." [1])

Es ist dieses die „Remonstration, dass die Proposition wegen der Münchnerischen Negotien gut seye". [2])

Die Vorkehrungen zur Hebung der Manufakturen in Bayern waren nämlich schon in vollem Gange. Becher hatte mit Kurfürstlicher Vollmacht eine Reise nach Holland und Brabant gemacht, wohl seine erste dorthin, man hatte unter den einheimischen Kaufleuten eine Art Handelsenquete entriert und empfing bereits Angebote niederländischer Meister und Gesellen. Damit schien aber auch den inländischen Kaufleuten die Zeit zum Handeln gekommen zu sein. Zur gröfsten Verwunderung Becher's, der nur das allgemeine Beste im Auge zu haben behauptete, schlossen sie Bündnisse gegen ihn, verhielten sich gänzlich ablehnend gegen die Enquete, hetzten gegen Becher, den sie als Ignoranten hinstellten und suchten seine Pläne mit allen Mitteln zu vereiteln. Ja sie gingen so weit, dafs Becher nicht allein an seiner Ehre, sondern auch wohl gar am Leben „periculirte". Darum hielt er es für gut, seine Vorschläge genauer zu präzisieren und zu begründen, welche Gelegenheit er natürlich nicht vorübergehen läfst ohne die unlauteren Motive aufzudecken, aus denen der Widerstand der Kaufleute sich herleitete. Und wie er ihre „aus böser Information hergeflossenen, hohle, kindische Einwürffe" widerlegt, so sucht er auch nochmals nachzuweisen, wie seine Pläne der

[1]) Politischer Discurs. 1688. S. 357 f.

[2]) Überreicht am 16. September 1665. Politischer Discurs. 1688. S. 358 ff.

Gesamtheit zum Wohle gereichen würden. Und dieser hätte sich der einzelne unterzuordnen.

Der Kurfürst schien auch keineswegs gesonnen, irgend welchen Einschüchterungen nachzugeben, vielmehr verlangte er von Becher eine Spezialdemonstration von der Wollenmanufaktur und dem Wollenhandel, woraufhin dieser ihm am 8. Oktober seinen „ausführlichen Beweifs, Was vor grofsen Nutzen Ihro Churfürstl. Durchl. und dero Landen aufs dem Verlag der Manufacturn, in specie aber vom Verlag der Woll- und Tuchmacherey haben können“,[1]) überreichte, der im übrigen nichts als eine neue Variation des alten Themas, volkreiche nahrhafte Gemeine, enthält. Dreifsigtausend Menschen mehr fänden jährlich Arbeit und über hunderttausend Reichsthaler jährlich blieben im Lande, wenn man die Ausfuhr roher Wolle und die Einfuhr fertiger Tücher verböte! Daraufhin ging der Kurfürst ernstlich an die Realisierung von Becher's Plänen, indem er vor allem nochmals eine Enquete ausschrieb, um zu ergründen, was den einheimischen Kaufleuten „bey diesem Werck zu Herzen gehe, und was dem Handel ihrer seits beförderlich und schädlich, kurtz, in was vor einem Stand der Handel gegenwärtig in Bayern sey“. Allein „die Kauffleut haben vermeint, es wolle Ihre Churfürst. Durchl. allen Handel allein an sich ziehen, und dann damit ein Monopolium, gleich wie mit dem weissen Bier treiben, aufs diesem falschen Fundament haben die Kauffleut eine faction gemacht, sich opiniatrirt, andere frembde Kauffleut an sich gehängt, viel schädliche und schmähliche Correspondentzen gegen mich (Becher) als Urheber dieser Sach geführt, theils geheime Räth auff ihre Seiten gebracht, und verursacht, dass einige unbesonnene Clamanten auff der Cantzel die Sache dem Pöbel übel vorgetragen, und solchen wider Ihro Churfürstl. Durchl. verhetzt haben, so haben auch die Kauffleuth unter sich eine Collecte gemacht, und ein Stück Geld zusammen gelegt, umb einem und dem andern das Maul dardurch zu stopffen, also dass endlich niemanden als Ihro Churfürstl. Durchl. und der Herr Graf von Fürstenberg bey dieser Sach beständig geblieben, dann als Ihro Churfürstliche Durchl. aufs der Kauffleut Widerspenstigkeit abgenommen, dass was sonderliches an diesem Werck seyn müsse, haben Sie Sich resolviert, solches fortzusetzen, und nach dem dero Unterthanen und Innländern das angebottene beneficium nicht haben annehmen wollen, haben Sich Ihro Churfürstl. Durchl. als die difs Werck fortgesetzt

[1]) Politischer Discurs, 1688, S. 381 ff.

haben wollen, sich zu den Frembden gekehrt und mir gnädigsten Befehl gegeben, nach den Niederlanden zu raysen, und eines oder andern verständigen Handelsmanns Iudicium darüber zu vernehmen." [1])

Becher reiste also wiederum mit einer Vollmacht versehen nach Holland und Brabant, wo damals gerade die Pest grassierte. Es galt die Errichtung einer Kompagnie, mit deren Hilfe man ein Kaufhaus in München zu gründen gedachte. Dafs er der rechte Mann für eine solche Mission war, beweist der Brief, den er in dieser Sache an einen Niederländer schrieb.[2])

Nach München zurückgekehrt, überreichte er die Relation, wegen „meiner niederländischen Reise und der Commercium-Sachen." [3]) Aus derselben entnehmen wir, dafs in Holland keine grofse Neigung zur Kompagnie vorhanden war. Die Privilegien schienen nicht weitgehend genug. Man beschlofs daher, die Sache in München selbst in Angriff zu nehmen, leider, wie Becher klagt, ohne vorher an die Berufung eines Kommerzienkollegiums zu denken, in dem er selbst offenbar eine Rolle zu spielen gedacht hatte. Um so bitterer mufste er es empfinden, nun allmählich bei Seite geschoben zu werden. Es lag wohl die Furcht vor, dafs die Unbeliebtheit seiner Person der Sache von Anfang an zum Nachteil gereichen würde.

Die Leitung der Angelegenheit wurde in die Hände eines gewissen Martin Elers gelegt, mit dem Becher bereits in Holland konferiert hatte. Auf dessen Gutachten hin wurde die Kompagnie endlich gegründet. Die „Articulen und Privilegien" derselben, mögen sie wirtschaftsgeschichtlich noch so interessant sein, können hier nicht näher erörtert werden, sie waren „vor einen Anfang", wie Becher sagt, „gar zu universal, und zu schwer ins Werck zu richten. Als derhalben," fährt er fort, „solcher gestalt das Werck ins Stecken gerathen und die Kauffleut derentwegen ein Jubel-Jahr hielten, habe ich, der bisshero ein wenig auff die Seite gesetzet worden, gleichwol das Werck wieder angenommen, und zwar nicht den gantzen Handel, sondern ein Theil darauss, nemlich das Manufactur-Wesen, auch dieses nicht gantz, sondern allein die Seiden-Manufactur vor die Hand genommen, darzu einem dieser Sache erfahrenen Mann, wie er vorgab, von Antwerpen, nach München gebracht, und den Anfang gemacht. Weil aber vor allen Dingen man auff den Abgang der Wahren gesehen, und ver-

---

[1]) Politischer Discurs, 1688, S. 390 f.

[2]) Politischer Discurs, 1688, S. 398 ff.

[3]) Politischer Discurs. 1688. S. 403 ff.

meint, dafs nicht wenig in den Kaiserl. Erblanden darvon consumirt werden könte, so haben diejenigen, welche ich zu dem Verlag dieses Werckes persuadirt, unter sich eine Compagnie, mit gnädigstem Churfürstl. Consens und Privilegio privativo durch das gantze Churfürstenthumb Bayern gemacht, sich dahin resolvirt, mir, der damahlen in Wien war, folgende Vollmacht, die Consumption der Seiden-Wahren in den Kayserl. Erblanden betreffend, zu überschicken." [1])

Der mündlichen Vollmacht, mit der man ihn ausgestattet hatte, folgte am 10. Januar 1666 die schriftliche, in der er beauftragt wird, dafs er „bey Ihro Kayserl. Majest., Unserm allergnädigsten Kayser, König und Herrn, sollicitire, und unterthänigst anhalte umb ein Privilegium, alle Seiden-Manufacturen in höchstgemeldeter Ihro Kayserl. Majest. Erblanden, gleich wie Wir allhier in Unsers gnädigsten Chur-Fürsten und Herrn Landen thun, zu verlegen." [2])

Statt jedoch dieser Vollmacht gemäfs zu handeln, sehen wir Becher nicht nur die bayrische Sache verleugnen, sondern seine Arbeit ausschliefslich den Interessen des Hauses Österreich widmen.

Ob er am Ende nicht gar in dieser Absicht seine Reise nach Wien unternommen hat, mufs unentschieden bleiben: dafs sich hierüber in den von ihm selbst überlieferten Akten nichts findet, kann als Gegenbeweis nicht gelten. Er hatte allen Grund, die Sache mit Stillschweigen zu übergehen, da ihm, wie sich bald zeigen wird, ohnehin in München die bittersten Vorwürfe wegen Verrates seiner Mission gemacht wurden. Aus den Akten geht nämlich unzweideutig hervor, dafs die mafsgebenden Kreise in Wien auf den Gedanken gekommen waren, die Sache selbst in die Hand zu nehmen und sich zu diesem Zwecke Becher's zu versichern, der nun sowohl in bayrischen als in österreichischen Diensten stand. Um wenigstens den Schein zu wahren, stellte man freilich von Seiten Österreichs der bayrischen Kompagnie allerhand Anträge. Die Angelegenheit wurde um so komplizierter, als in Österreich thatsächlich noch keine Kompagnie bestand, deren Vorteile man trotzdem im Auge behalten zu müssen und die man mit der bayrischen vereinigen zu wollen behauptete. Natürlich wurde nebenbei die Gründung einer Kompagnie energisch betrieben und Becher kann der Vorwurf nicht erspart werden, dafs er mit ganzer Kraft mit dabei thätig war. Es galt

[1]) Politischer Discurs. 1688. S. 419.

[2]) Politischer Discurs. 1688. S. 419 f.

daher vor allem die Unterhandlungen mit Bayern hinzuziehen. Am 22. Februar konnte man noch „nichts eigentliches versprechen, weil mit denen allhiesigen Verlägern, noch kein rechte Unterredung gepflogen, weniger die Capitulations-Punkta verfasset worden, welches auch vor seiner (Bechers!) Zurückkunfft nicht geschehen wird, umb willen aber nicht zu zweiffeln, dass frembde Verläger eingenommen werden müssen, als wird man in Ansehung des Hauses Oesterreich und Bayern naher Verwand- und Nachbarschafft, auch andere Ursachen auff etliche Glieder der Bayerischen Compagnia billich, vor anderen eine reflexion machen." [1])

Weiter heifst es in demselben Schriftstück, damit sei auch zugleich die Frage beantwortet, „ob und wie weit besagte (bayrische) Compagnia in die Kayserl. einzunehmen; weil man noch nicht weiss, noch wissen kan, wie sich die Proben anlassen und was künfftig vor ein Verlag und Capital vonnöthen seyn möchte; Und weil man angeregter massen nicht gedacht ist, besagte Compagnia beyseit zu setzen, als wird er, Herr Becher, ihme angelegen seyn lassen, nachzuforschen, ob nicht bey mehr besagter Bayrischen Compagnia gewisse portiones käufflich zu überkommen, oder auff was andere weg man künfftig beyde Compagnien etwas enger möchte zusammenbringen können."

Man dachte die bayrische Kompagnie eben nur noch im Dienste der österreichischen auszunützen. Wie sehr den Herren in Wien hieran lag, beweist das Memorial des Bischofs zu Stephanien, Christoph de Rochas, der in dieser Sache eine etwas verschleierte, aber doch grofse Rolle gespielt zu haben scheint. In diesem Memorial, das die bayrische Kompagnie der österreichischen dienstlich zu machen sucht, heifst es im sechsten Punkt: „Dafern der Herr Vice-Cantzler Schmidt dieses beyden Häusern so nützlich, und bey gegenwärtigen Conjuncturen zu deren Bestand so hochnöthiges Werk wird können zuwegen bringen, soll er alsobald, und zur Stund, dass der Tractat wird beschlossen seyn, von meiner Hand eine güldene Kett von 1000 fl. und die Frau Cantzlerin noch 3000 fl. für ein paar Handschuch empfangen, auch mich zu viel andern grössern und ewigwehrenden ihrer und ihrer Kinder Nutzen bereit finden." [2])

Becher stand damals gerade im Begriff sich nach glücklich vollendeter Mission wieder zur Heimreise zu rüsten, wie wir je-

[1]) Politischer Discurs. 1688. S. 510 ff.
[2]) Politischer Discurs. 1688. S. 428 ff.

doch gehört haben mit dem festen Vorsatz, wieder nach Wien zurückzukehren. Vielleicht dachte er sich schnell seiner beengenden Verbindlichkeiten in München zu erledigen, um dann offen für die Wiener Kompagnie eintreten und ihr Interesse befördern zu können, wozu er seit dem 22. Februar, an welchem Tage er den Schwur als kaiserlich österreichischer Kommerzienrat abgelegt hatte, eidlich verpflichtet war. „Ihr werdet geloben und schwehren", so heifst es in dem Jurament, „dem Allerdurchleuchtigsten etc. Herrn Leopoldo etc., dass ihr als auffgenommener Commercien-Rath in dem Kayserl. Erb-Königreich und Landen, in allen Sachen und Handlungen, Ihrer Kayserl. Majest. Nutzen, auch das Auffnehmen der Commercien und Manufacturen in denen Erblanden nach euerm besten Vermögen und Verstand allezeit beobachten, Seiner Kayserl. Majest. Schaden und Nachtheil warnen und wenden, auch bey keinem Rath noch Handlung seyn wollet, darinnen wider Seiner Kayserl. Majest. Person, oder zu Schaden und Nachtheil der Commercien in Dero Erblanden in einerley wege etwas fürgenommen und gehandelt würde." [1])

Damit war Becher thatsächlich aus bayrischen Diensten in österreichische übergetreten. Indes scheint man in München von all den Vorgängen in Wien nichts geahnt zu haben.

Auch vom 22. Februar datiert ein Schriftstück, in dem Becher für seine bevorstehende Reise allerhand Kommissionen aufgetragen werden, namentlich in Sachen der Seidenkompagnie; ein neuer deutlicher Beweis, dafs man erst jetzt an die Gründung einer solchen dachte. Unter diesen Umständen konnte Bayern gegenüber natürlich auch jetzt noch nicht mit einer bestimmten Antwort auf sein Gesuch hervorgetreten werden. Ein kaiserliches Dekret vom 26. Februar erklärt nur: „Ihro Kayserl. Majest. hätten durch die darzu verordnete Praesidenten und Räthe allergnädigst vernehmen, auch in unterschiedlichen Conferentien reiff lich erwegen lassen, seine gethane proposition wegen der Chur-Bayerischen privilegierten Seyden-Compagnie benebens auch mit ihme, Herrn Bechern unterschiedliche consultationes und Unterredungen halten lassen, wie so wohl in denen Kayserl. Erb-Landen, als in dem Churfürstenthumb Bayern, die Commercien also erhoben werden möchten, dass sie einander nicht zu wider lauffen, sondern beyderseits vereinigt in grösseren flor und bessern Bestand gereichen thäten." [2])

[1]) Politischer Discurs, 1688, S. 491 f.

[2]) Politischer Discurs, 1688, S. 421.

Mit diesem Bescheid kehrte Becher nach München zurück, wo er die Kompagnie in höchst traurigem Zustande vorfand. Diesen Umstand benutzte er, um in einer ganz nichtssagenden Relation sein eigentümliches Verhalten in Wien zu rechtfertigen. Er erklärte, D. Görg Jobst, der sich der Kompagnie in München angenommen hatte, habe ihm geschrieben: „Es stünde mit der Bayerischen Compagnie wegen allerhand Unordnungen und Uneinigkeiten, auch Misstrauen so schlecht, dass sie sich mit nechstem mit Schand und Spott dissolviren würde. Worauss ich geschlossen", fährt Becher fort, „dass, da auss Mangel der Geld-mittel, die hiesige Compagnie ihren eigenen Verlag nicht thun kan, sie noch weniger einen so grossen Verlag in Oesterreich werde thun können, noch solches zu thun verlangen, derentwegen billich in Bedencken gezogen, mich zu einigem würcklichem Verlag oder quota den Oesterreichern, im Nahmen hiesiger Seyden-Compagnie, ferner zu obligiren." [1])

Mag man das als Entschuldigung gelten lassen dafür, dafs Becher der Kompagnie nicht gedient hat, dafs er ihr geradezu entgegenarbeitete, wird er kaum rechtfertigen können, so sehr er sich auch bemüht, die Sache in ein reines Licht zu stellen.

Natürlich wurde in München das doppelte Spiel Becher's bald durchschaut, und der Empfang, den man ihm bereitete, war daher keineswegs ein freundlicher. Seine Seidenmühle wurde demoliert, er selbst mit Drohungen verfolgt, ja man pafste ihm und seinen Leuten sogar nächtlicherweile auf den Strafsen auf. Vor allem jedoch liefs man ihn nicht nach Wien zurück, bevor die Kompagnie „in specie einer quota auss der Oesterreichischen Seyden-Compagnie wohl versichert" wäre. „Ob nun zwar Ihro Churfürstl. Durchl. dieses procedere nicht gebilliget, haben Sie es doch vor billig erachtet, dass der Bayerischen Compagnie oder einigen Mitgliedern darauss einige portiones in der Oesterreichischen Compagnie überlassen würden, angesehen sie gleichwohl dieses Wercks, wie man nicht läugnen kan, causa movens seyn." Auch Becher war dafür, dafs man dem Grafen von Fürstenberg „einige portiones in dieser Compagnie, wie auch dem Herrn Vice-Cantzler überliesse, und die Sach dahin disponirte, so wäre alles vergnügt und in Ruh." [2])

Es kam jedoch keine Einigung zustande, trotz weiterer Verhandlungen und Konferenzen, im Gegenteil, man bekämpfte sich derart,

[1]) Politischer Discurs, 1688, S. 515.

[2]) Politischer Discurs, 1688, S. 527.

dafs Becher dieses als einen der Gründe anführen konnte, die beide Kompagnieen mit der Zeit zu Grunde richteten.

Während Becher als Bevollmächtigter der bayrischen Kompagnie in Wien weilte, erhielt er vom Kurfürsten den Befehl, die Interessen Bayerns bei einer zu gründenden Orientalkompagnie zu vertreten. Ehe wir jedoch auf diese Angelegenheit näher eingehen, müssen wir noch einmal auf den Eintritt Becher's in kaiserliche Dienste zurückkommen. Bald nachdem er nach Wien gekommen war, überreichte er auf Befehl sein „General-Bedencken von den Commercien", in dem er natürlich wieder auf Grund des Satzes „volckreiche nahrhaffte Gemein" nachweist, welchen Vorteil Österreich aus dem Verlag der Manufakturen, speziell der Seiden-, Wollen- und Leinenmanufaktur, ziehen könnte. Er rät zur Errichtung von Kompagnieen, hält es aber, durch seine Münchener Erfahrungen gewitzigt, für ratsam, das Geheimhalten seiner Pläne vor den Kaufleuten zu empfehlen. Dieselben kamen aber doch bald hinter dieselben und machten sofort Front gegen ihn. Seine Münchener Wirksamkeit war ihnen gewifs nicht unbekannt geblieben.

In Wien wurde nun thatsächlich ein Kommerzium-Kollegium gegründet. Becher erhielt den Auftrag, das „project einer instruction" zur Aufrichtung eines solchen aufzusetzen. In 33 Punkten enthält seine vom Kaiser „ratificirte" und am 22. Februar verkündigte Instruktion die Aufgaben des Kollegiums.

Die zehn ersten Punkte regeln die Geschäftsordnung. Im elften wird als „vornehmste Verrichtung" der Kommerzienräte hingestellt, „dafs sie sich des Zustands, und der Beschaffenheit Handels und Wandels, rohen Waahren und Manufacturen, so herein, als hinaussgehend, in Unsern Kayserl. Erblanden erkundigen, die Ursachen derer Auff- und Abnehmen gründlich erforschen, den Lauff und Veränderung des Preisses, und der Konsumption der Güter auffmercken, und auff alle und jede, so inn- als ausländisch Handels- und Handwercksleut der Compagnien und Zünfften ein wachendes Aug haben, und inquiriren, damit die schädliche Monopolia, Polypolia und Propolia abgeschafft, und die Commercien Unsern Landen und Leuten zum besten, in bessern Standt und flor gesetzt, und darinnen erhalten werden." [1]) Weitere Aufgaben des Kollegiums sind, darauf zu achten, dafs das Geld im Lande bleibe, dafs möglichst viel fremde Manufakturen im Lande verarbeitet und keine Rohprodukte ausgeführt werden, sondern Manufakturen, dafs Waren, die das eigene Land nicht hervorbringt, aus

[1]) Politischer Discurs, 1688, S. 484.

erster Hand und am billigsten Ort und zwar in rohem Zustande gekauft werden, damit durch ihre Verarbeitung das eigene Volk in Nahrung komme, endlich dafs Waren mehr eingetauscht als gegen bar Geld eingeführt werden. Auf den Zustand der Kommerzien in anderen Ländern sollten die Räte Obacht geben und mit vornehmen Handelsleuten fleifsig „gute Correspondenz, Verständniss und Information“ pflegen, die Kaufhäuser und Niederlagen befördern und zu diesem Zwecke Werkhäuser und Banken gründen. Schliefslich seien Kompagnieen und Privilegien zu errichten, worüber noch eine ganze Reihe besonderer Instruktionen erteilt wird.

Zum Präsidenten des Kollegiums wurde der Graf Georg Ludwig von Zinzendorf ernannt, zu Kommerzienräten Gabriel von Selb und Johann Joachim Becher. Am 22. Februar leistete Becher den bereits erwähnten Eid und trat somit offiziell in österreichische Dienste, die er sich thatsächlich bereits so sehr hatte angelegen sein lassen, dafs man nicht umhin konnte, seine Besoldung — er erhielt tausend Reichsthaler jährlich — schon vom 4. Februar an zu datieren.

Wie wir bereits wissen, kehrte Becher im März nach einer, wie er klagt, sehr beschwerlichen Reise nach München zurück. Wie es ihm dort erging, haben wir bereits gehört. Man scheint ihn indessen nicht lange festgehalten zu haben, denn bald widmete er sich ganz der österreichischen Kompagnie.

In Venedig warb er einen Färber, auf den das meiste ankomme, und in den Niederlanden einen tüchtigen Seidenwirker, ebenso engagierte er die zu ihrer Hilfe notwendigen Leute, im ganzen 9 Personen.

Mit der Hilfe zweier Italiener wurde die Seidenkompagnie endlich im Juli auf Walpersdorf, einem Gute Zinzendorf's, unter Becher's Direktion in Gang gebracht. Der Erfolg war ein guter, denn bereits im September wurde Becher ein Rekompensationsversprechen gemacht. Die Kaufleute jedoch, hinter deren Rücken man die Sache in das Werk setzen wollte, hatten unterdessen nicht geruht. Da sie nicht imstande gewesen waren, die Kompagnie zu verhindern dachten sie ihren Zorn wenigstens an Becher zu kühlen, der ihnen nicht nur als Urheber der Kompagnie, sondern auch des, ihnen gewifs nicht bequemen Kommerzienkollegiums galt. Sie suchten mit Hilfe eines Pfaffen und eines verleumderischen Briefes an den Grafen von Zinzendorf diesen mit Becher zu entzweien. Es gelang ihnen auch. Zwar wurde die Einigkeit sehr bald wieder so viel wie möglich „zu-

sammengeflickt und gelappt", in der Überzeugung jedoch, dafs eine Sache „so einmal geflickt, eher zu zerreissen sey, als wenn sie gantz ist", haben die Kaufleute ihr Intriguenspiel gegen Becher fortgesetzt, wozu ihnen seine zeitweilige Abwesenheit von Wien die günstigste Gelegenheit bot.

Schliefslich erlebten sie sogar die Freude, die Seidenkompagnie zu Grunde gehen zu sehen, wobei allerdings nicht nachzuweisen ist, wie weit dies unter ihrem Einflufs geschah. Becher giebt vier Gründe des Niederganges sowohl der bayrischen als auch der österreichischen Kompagnie an. Der erste sei: „dass je eine Compagnie die andere verhindert, Vortheil und Handwercks Leute einander abgerennt und eine die andere discreditirt, woraus dann ein Misstrauen entsprungen, indeme jede Compagnie der andern Auffnehmen gefürchtet, und ihren daraus entspriessenden Untergang praesupponirt, derentwegen keinen rechten Lust noch Hertz gehabt, das Werck fortzusetzen, und mit dem Einlag zu continuiren." „Zweytens ist beyden Compagnien stets schädlich und hinderlich gewesen, die so gar kaltsinnige Protection ihrer Obrigkeit." „Drittens so ist auch Ursach das bösse Directorium besagter Compagnien, dieweil es von Kauffleuten allein bestehet, welche die Fabricam nicht allein genugsam verstehen, derentwegen denen Meistern, was sie sagen glauben müssen, sondern sie geben denen Wercklenten auch Anlass, schlecht, doch viel gut zu machen, wann sie es nur durchbringen."[1]) Die Herren verfolgten also ihr eigenes Interesse und dienten nicht, wie Becher das von sich stets behauptet, dem Gemeinwohl. Ihn hatten sie aus der Direktion zu drängen gewufst, der nun behauptet, „ich kan auch rühmlich und mit Wahrheit sagen, und mit vielen Leuten bekräfftigen, dass die Stund, da ich die Hand davon gethan, lauter Unglück und Schaden gewesen seye und noch seye".[2]) Wenn die Kompagnieen aber auch an diesen Übelständen nicht zu Grunde gegangen wären, so hätten sie es sicher gethan, weil „keine Directores auch theils Participanten, von beyden Compagnien, die gute Intention gehabt, die Manufakturen zu introduciren, sondern unter diesem Privilegio privativo ein monopolium gesucht."[3])

Es scheint sich um diese Zeit jedoch noch nicht um eine vollständige Auflösung, sondern nur um einen Niedergang der Kompagnieen gehandelt zu haben, jedenfalls finden sich aus dem Jahr

[1]) Politischer Discurs, 1688, S. 574 ff.

[2]) Politischer Discurs, 1688, S. 578 ff.

[3]) Politischer Discurs, 1688, S. 579.

1670 noch einige Aktenstücke, aus denen hervorgeht, dafs man denselben wieder lebhaftes Interesse entgegenbrachte. Jener Bericht Becher's von dem Untergang der Kompagnieen datiert daher sicher nach diesem Jahr.[1])

Über die Zeit von 1666—1670 hören wir wenig. Es läfst sich nicht einmal immer mit Sicherheit feststellen, wo Becher sich damals aufgehalten hat. Zu Zeiten weilte er jedenfalls in Holland und in München.

Die Dedikation der ersten, dem Kaiser gewidmeten Auflage des „politischen Diskurses" giebt nur geringe Aufklärung über diese Jahre. Becher hatte, wahrscheinlich in Sachen der Seidenkompagnie, eine Reise unternommen, die für die Kaufleute das Signal zu erneutem Vorgehen gegen ihn wurde. Infolge neuer Differenzen zwischen Zinzendorf und ihm wurde ihm sogar unmöglich, wieder nach Wien zurückzukehren. Zugleich verlor er die Direktion der Seidenkompagnie. Um ihn jedoch dauernd unschädlich zu machen, verbreitete man in Wien das Gerücht, er verstehe nichts von den Kommerzien und getraue sich deshalb nicht zurückzukehren. Alles das mufste er, dem übrigens auch sein Sold vorenthalten wurde, stillschweigend über sich ergehen lassen, da seine Position in München, wo er sich damals aufhielt, nicht derart war, dafs sie ihm ein energisches Vorgehen hätte ermöglichen können. Er benutzte seine Zeit daher, wie er schreibt, „besser" und verfafste die „Physica subterranea" und die „Methodus didactica", „welche zwey Bücher hoffentlich von gelehrten Leuten mehr werden aestimirt werden, als wenn ich zehn Jahre mich zu Wien vergeblich mit Kaufleuten gezankt hätte".[2])

In dieser Voraussicht hatte er sich nicht getäuscht, wenigstens was die „Physica subterranea" anbetrifft, die entschieden sein hervorragendstes chemisches Werk ist und noch im Jahre 1703 von Stahl neu herausgegeben wurde. Das vorzügliche chemische Laboratorium, das ihm in München zur Verfügung stand, regte ihn zu diesem Werke an. Er schreibt in der Vorrede: „Volui movere, cum Laboratorium commodissimum, angustissimum omnibusque requisitis et materialibus instructissimum, in tota Germania, ne dicam in Europa, sui simile vix reperibile, heic Monachii in aula, habuerim atque

---

[1]) Vgl. zur Geschichte der Seidenkompagnie auch „Närrische Weisheit". 1683, I. Nr. 7. S. 9 ff. und II. Nr. 13. S. 158 ff.

[2]) Deducatio der 1. Auflage des „Politischen Diskurses". 1668.

etiamnum habeam: quamdiu nempe Serenissimi munificentia id permittet.“ [1])

Dafs er das Werk dem Kurfürsten Ferdinand Maria widmete, beweifst, dafs man ihm seinen Eintritt in kaiserliche Dienste am Münchener Hofe verziehen hatte, was übrigens auch aus einem später zu citierenden Briefe Fürstenbergs klar hervorgeht.

Gestatteten ihm aber die Verhältnisse in München auch, sich ungestört wissenschaftlichen Studien hinzugeben, so glaubte man doch in Wien ihm eine Mufse nicht gönnen zu dürfen, deren Erfolg vielleicht neue gemeingefährliche Projekte sein konnten. Er schreibt: „Als ich nun dergestalt in der Ruh, und wie Diogenes in dem Fass sitze, und mir das vor eine sehr hohe Consolation angenommen, was mir die Kaufleute anstatt eines Unglücks bereitet, auch meine Beständigkeit sahen, da verdriesste sie der Handel wiederumb; und können mich auch in diesem otio nicht leyden, sondern fahren in ihrer teufflichen Verkleinerung fort und sprengen aller Orten auss, ich hätte ex ignorantia das Woreck (nemlich die Seiden-Compagnie) müssen bleiben lassen, wäre schuldig, solche zu reassumiren sc. da sie es so verdorben, dass ihnen kaum mehr zu helffen und selbsten nun mit Schand und Spott darinnen stehen, so hab ich, wiewohl ich nicht danach frag, ob mich böse Leut schelten cum a malis vituperari idem sit, quod laudari, demnach der Wahrheit zu steur, und andern meinen ehrlichen Freunden zu gefolg gegenwärtiges Büchlein (den „Politischen Diskurs“) anstatt einer Verantwortung geschrieben.“ [2])

Also um den Leuten zu beweisen, dafs er in Handelsangelegenheiten, um solche handelt es sich ja in erster Linie, durchaus kein Laie sei, hat Becher sein bedeutendstes nationalökonomisches Werk geschrieben. Diesem Umstande verdanken wir auch die eingehende Schilderung, wie er auf das seinen Studien ursprünglich fernliegende Gebiet der Nationalökonomie gekommen ist. Um zu beweisen, dafs er seine Wissenschaft nicht nur vom Hörensagen, sondern ex praxi habe, erzählt er weiter: „Weil ich Mathesin studirt, und sonderlich zu mechanischen Sachen Lust gehabt, hab ich mit vielerhand Handwercksleuten zu thun gehabt, ihrer Arbeit terminos und instrumenta verstehen lernen müssen, ja selber unterschiedliche Handwerkscompendia gefunden, also speculiert, wie die Manufacturen leichtlich zu machen seynd, hernach bin ich weiter gegangen, und dahin getrachtet,

[1]) Dedicatio der 1. Auflage des Politischen Discurses, 1668.
[2]) Physica subterranea, praefatio.

wie sie möchten verkauft werden; in dem ich damit umbgehe, habe ich der Verläger Compagnien, und mit einem Wort der gesämtlichen Kaufmanschafft Art, Natur und Beschaffenheit lernen müssen. Also bin ich nach und nach in diese scientz und nicht plumpweiss ohne Verstand, Ursach und Beruff gerathen. Darzu dann nicht wenig gethan hat, dass ich grosse Reisen verrichtet, viel ansehnliche Handelsstädt, deren Regiment und Gebrauch gesehen, auch in unterschiedlichen Commissionen in dieser materi gebraucht und von hohen Orten verschickt worden, welches ich mir dann zu nutzen habe machen wollen."[1])

Der Umstand, dafs der „Politische Diskurs" als Streitschrift gegen die Kaufmannschaft geschrieben ist, erklärt den gereizten Ton, den Becher in demselben anschlägt. In noch unangenehmerer Weise freilich macht sich derselbe in der „Närrischen Weisheit" geltend, einem in den letzten Lebensjahren des Verfassers geschriebenen Werk; dort jedoch ist er auf Kosten der Verbitterung zu setzen, die ein Leben voll getäuschter Hoffnungen und Mifserfolgen in der Seele des vielgeprüften Mannes hervorgerufen haben mufste.

Der Erfolg der so scharfen Polemik, die sich namentlich auch gegen die Geistlichkeit wandte, blieb nicht aus. Das Werk wurde bald nach seinem Erscheinen unterdrückt. Dieses Schicksal des Becher'schen Buches steht nicht vereinzelt da. Die Volkswirte des 17. Jahrhunderts schrieben so unmittelbar in Anlehnung an die brennendsten Tagesfragen, ihre Werke sind so sehr auf die Volkswirtschaftspolitik gerichtet[2]), dafs ein Konflikt mit bestehenden Interessen häufig nicht zu vermeiden war.

Um sein Buch in der zweiten Auflage dem Leserkreise zu erhalten, sah Becher sich genötigt, den Stil energisch zu mildern. „Der Leser wird selbsten befinden," so schreibt er in der Vorrede zu derselben, „dass alles, was in der ersten Edition particular meine Person und deren Verfolger angetroffen, gäntzlich aussgelöscht und aussgelassen sey, dann in währender Zeit hat sich viel geändert mit den Sachen, derentwegen hat auch viel geändert müssen werden in den Worten, also dass dieser Correctur wegen gegenwärtige Edition von jeder-

[1]) Ebenda.

[2]) Vgl. z. B. die holländische Litteratur, namentlich die Werke de la Courts. Auch Ustoritz' Hauptwerk Theorica y Practica de Comercio y de Marina wurde in der ersten Auflage von seiten der Regierung vernichtet, „während der Autor für sein Werk Lob und Ehren davontrug". Wirminghaus, Zwei spanische Merkantilisten. Halle 1886. S. 5 f.

man kan gelesen werden, gestaltsam sie weder gegen gute Sitten, noch die Catholische Lehr nicht ein Wörtlein in sich hält, es wäre dann Sach, dass man mit eben solcher groben Sycophantie, als wie der ersten Edition wiederfahren, auch dieser begegnen, und die Wort mit den Haaren darzu ziehen und verdrähen wolte, welches doch keinen ehrlichen librorum Censoribus anstehet." [1])

Becher hatte allen Grund, einen so versöhnlichen Ton anzuschlagen, denn die zweite Auflage, die auch alle die Akten, die wir oben benutzt haben und noch andere enthält, erschien 1673, als er in Wien wieder in Gunst und Ansehen stand.

Ehe wir ihn jedoch dort aufsuchen, haben wir seiner Thätigkeit in einer anderen wichtigen Angelegenheit zu gedenken, nämlich der Ost- und Westindischen Kompagnie.

Wir haben gehört, dafs bereits 1666 anläfslich der ersten Reise Becher's nach Wien der bayrische Kurfürst ihn beauftragte, den deutschen Kaiser für eine orientalische Kompagnie zu interessieren. Die Idee einer solchen ist aber noch älter und stammt keineswegs von Becher, sondern von Friedrich Wilhelm, dem grofsen Kurfürsten von Brandenburg, der den Bischof Rochas und durch diesen den Kaiser für die Sache zu gewinnen gewufst hatte. Der Kaiser beauftragte nun den Markgrafen Hermann von Baden, sich näher und zwar „in möglichster Geheim" über die Sache zu informieren und darüber Bericht zu erstatten. Das geschah am 19. August 1661. Unterdessen hatte sich Friedrich Wilhelm auch an den König von Spanien gewandt, bei dem man um so mehr auf ein Entgegenkommen rechnen konnte, als die Spitze der Kompagnie gegen Holland gerichtet war, dessen westindische Kompagnie die spaniche Weltmacht völlig vernichtet hatte. Dem ganzen Unternehmen schien in der That so wenig im Weg zu stehen, dafs Pater Rochas, der in dieser Angelegenheit nach Madrid gereist war, schreiben konnte, „die ganze Materie bestehet in dem einzigen Wörtlein Wann, Wann, Wann, Wann". Es mufs Rochas der Ruhm zuerkannt werden, die Angelegenheit von einem höheren Gesichtspunkt aus beurteilt zu haben, als dem eines gewinnsuchenden Kaufmanns. Nach seinen Intentionen sollte die Kompagnie ganz Deutschland vereinigen und durch Vermehrung der Gewalt und Vereinigung der Gemüter „den Fried und Sicherheit der Deutschen Fürsten procuriren". „Die Gewalt" aber, so schreibt er, „wird nicht gemehrt durch grössere Anzahl der Unter-

[1] Politischer Discurs. 1688. Vorrede.

thanen, oder durch Überflüssigkeit neuer Erdfrüchte; dann dieses bringt nur ihrer etliche in ihrem eigenen Hauss Wolleben, zu der Gewalt aber eines Fürsten wird erfordert, dass die Unterthanen auch ausserhalb Hausses und in allen Orten, inn- und ausser des Vatterlands, wo es der gemeine Nutzen erfordert, einhellig voreinander streiten, und also beyeinander erhalten werden mögen."[1]) Zur Erreichung dieses Zieles bedarf es aber der Geldmittel, die denen, welche über keine Gold- und Silberminen verfügen, nur durch den Handel zufliefsen können. Hier anknüpfend fährt er dann fort: „Die Vereinigung der Gemüther hebt sich vom selben Augenblick an, da einer dem andern Reichthumb verschaffet, und wird befestigt, wann man auff ein ewiges Zunehmen und Vereinigung der Reichthümer gedenket. Nichts ist stärcker, als diss Band, weil es mit keiner Listigkeit, oder auch mit blutigem Schwerd nit kan auffgelöst werden."[2])

Also die wirtschaftliche Einigung als Grundlage einer politischen Einigung, das war der Gedanke Rochas', ein Gedanke, der erst siebzehn Dezennien später in der Gründung des deutschen Zollvereins seiner Verwirklichung entgegenreifen sollte.

Rochas fand für seine Idee wenig Verständnis und als der eifrigste Anhänger derselben, sein Freund, der Minister Don Lodovico de Hato, der ein Förderer der Sache in Spanien gewesen war, starb, gab er die ganze Angelegenheit auf. Übrigens hatte man es auch in Holland verstanden, in Wahrung eigener Interessen den Eifer des grofsen Kurfürsten für die Kompagnie abzukühlen. Damit war der Gedanke aber keineswegs gänzlich den Köpfen entschwunden. Es bedurfte nur eines energischen Mannes, der sich seiner annahm, um die Gemüter sofort wieder in Bewegung zu setzen. Dieser Mann fand sich bald in Daniel Kraft von Wertheim. Derselbe hatte Indien selbst bereist und den Plan gefafst, die ostindische Kompagnie mit einer westindischen zu verbinden.

Kraft kam auf Veranlassung Becher's nach Wien und überreichte dem Kaiser eine „Praeliminar-Deduction, oder kurtzer Bericht wegen der Indischen Sachen, Privilegien und Compagnie".[3]) Er sucht darin nachzuweisen, wie nützlich die Kompagnie für den Kaiser wäre, dem sie keine Unkosten verursachen, dafür aber sein Ansehen stärken, die Manufakturen in seinem Lande vermehren und es jedem ermöglichen würde, sein Geld „auf ein statliches Interesse" zu bringen.

---

[1]) Politischer Discurs. 1688. S. 964.

[2]) Politischer Discurs. 1688, S. 61.

[3]) Politischer Discurs. 1688. S. 970 ff.

Als Hauptzweck stellt auch er die Vernichtung des holländischen Monopols hin. Das Werk schien nun thatsächlich in Gang kommen zu wollen, die Privilegien waren aufgesetzt und bereits eine Konferenz zusammenberufen. Da kam das Zerwürfnis Becher's mit dem Grafen Zinzendorf dazwischen. Kraft gab die Sache auf und verlies Wien. Trotzdem liefs man die Angelegenheit nicht fallen, und kaum war Becher mit Zinzendorf versöhnt, als von neuem an die Realisierung derselben gedacht wurde und Becher mit Vollmachten ausgestattet nach Holland reiste, um mit der dortigen ostindischen Kompagnie in Unterhandlung zu treten. Wir haben bereits gehört, dafs auch der Kurfürst von Bayern sich an der Sache beteiligen wollte und dieses durch Becher dem Kaiser mitgeteilt hatte. Bayern hatte der Angelegenheit schon früher thätiges Interesse entgegengebracht. Als Becher 1664 in Holland war, unterhandelte er in derselben und im Auftrage der Kurfürstin Adelheit, der Gemahlin Ferdinand Marias mit der westindischen Kompagnie, speziell mit dem Grafen v. Horn. Dieser nahm sich der Kompagnie auf das wärmste an, bis man in Bayern — aus welchem Grunde, mufs dahingestellt bleiben —, die Unterhandlungen mit Holland abbrach, um solche mit England anzuknüpfen. Dort stellte es sich jedoch bald heraus, dafs der damalige Kanzler Heyden ohne Wissen des Königs vorgegangen war, und zwar weiter als er gedurft hatte, um „ein Stück Geld von Bayern herauszufischen", das sich auf diese Weise „zwischen zwey Stühle niedergesessen hatte", und nun den Plan ganz aufgab. Das konnte jedoch Becher nicht entmutigen. Da die Grofsmächte sich des Werkes nicht mehr annehmen wollten, wandte er sich an den Grafen von Hanau, obwohl er selbst eingesteht, dafs er ihn nie für den rechten Mann gehalten habe. Aber das Werk sollte nicht unterbrochen werden und wenn es auf diese Weise allgemein bekannt geworden wäre, würden sich am Ende auch noch andere für dasselbe begeistern. Der Graf sandte Becher in Begleitung von fünf Personen, unter denen sich auch Becher's Vetter Johann Moritz von Hörnigk befand, nach Holland, um dort die Sache zu betreiben.

Über diese Reise hat Becher ein amüsantes Tagebuch geführt, aus dem wir den allmählichen Fortgang der Unterhandlungen erfahren, nebenbei aber auch, dafs der Schreiber am 1. Juli mit einer Dreckschuit glücklich und gesund in Amsterdam angekommen ist, dafs er in Suntz ein „böss Logiament" gehabt habe und dergleichen.

Die Reise hatte den Erfolg, dafs der Graf von Hanau Friedrich Casimir von der holländischen-westindischen Kompagnie im Namen

der Generalstaaten 3000 Quadratmeilen zwischen dem Orinoko und dem Amazonenstrom mit 30 Meilen Küste zum Lehen erhielt. Der Graf mufste sich verpflichten, binnen 12 Jahren das Land anzubauen und jährlich an Holland eine Summe Geldes abzuführen. Dagegen wurden ihm Hoheitsrecht, das Recht Unterlehen zu verleihen und der Schutz Hollands zugesichert.

Bei seiner Rückkehr fand Becher sich in allerhand unangenehme Verläumdungen verwickelt. Man hatte ausgesprengt, er habe die hanauische Kunstkammer bestohlen, sei ein Atheist u. s. w. Diese Verläumdungen, die von seinen Feinden ausgegangen waren, wurden natürlich bei seiner Rückkehr widerlegt. Dieselbe erfolgte unter den besten Auspicien. Er selbst berichtet darüber: „den 22. Augusti bin ich in des Herrn Grafen Carosse samt seinem Herrn Brudern nach Hanaw kommen, in Begleitung vieler Edelleute und Bedienten, auch in bereitstehender Bügerschafft, welcher Murren in meiner Abwesenheit, sich alles in ein freundliches Ansehen meiner Gegenwart damahligen verwandelt hatte, umb 9. Uhren vor Mittag, das ist eine Stund nach unserer Ankunfft, erschiene der Herr Graf samt seinem Herrn Brudern und fürstlicher Gemahlin, in dem grofsen Taffel-Saal, begleitet von vielen seinen Edelleuten, Räthen und Bedienten und nach dem er durch einen Notarium die Tractaten und Ratificationen der West-Indischen Compagnie, und der Herrn Staaten-General öffentlich lesen lassen, hat er solche allda im Beyseyn aller Umbstehenden unterschrieben und auch ratificirt, worauff er alsobald umb die gantze Stadt mit Stücken Feuer geben lassen, das Mittag-Mahl aber war sehr herrlich und köstlich zugericht, und weder an Tractamenten noch an allerhand Music und Gesundheittrinken etwas erspart, sondern bey die 100 Canonschüsse der Herrn Staaten-General und anderer Gesundheiten gelöst worden.“[1]) Also an einem guten Diner und den nötigen Kanonenschüssen hat es bei der Geburt der Hanau-Westindischen Kompagnie nicht gefehlt. Dieselbe war, wie wir sahen, thatsächlich in das Leben getreten zur grofsen Heiterkeit der gräflich hanauischen Unterthanen. Man erzählte sich, der Graf von Hanau wäre König im Schlaraffenland geworden und überhäufte das junge Unternehmen derart mit Spott, dafs Becher sich genötigt sah, eine Deduktion zu Frankfurt drucken zu lassen, um den Leuten „das Maul zu stopffen“. In dieser Deduktion läfst er sich eingehend über Entstehung, Zweck und Aussichten der Kompagnie vernehmen und schliefst mit der

[1]) Politischer Diskurs, 1688, S. 1190 f.

stolzen Aufforderung an alle Deutschen: „Wohlan dann dapffere Teutschen, machet, dass man in der Mapp neben neu Spanien, neu Franckreich, neu Engelland, auch ins künfftige neu Teutschland finde, es fehlet euch so wenig an Verstand und Resolution solche Sachen zu thun, als andern Nationen, ja ihr habet alles dieses, was darzu vonnöthen ist, ihr seyd Soldaten und Bauern, wachsam und arbeitssam fleissig und unverdrossen, ihr könt auff einmal viel gute Sachen thun, durch ein exemplarisches Leben und gute Ordnung, die Indianer zu Freunden und civilen Menschen, ja vielleicht zu Christen machen, ihr selbsten werdet länger leben, fröhlicher und vergnügter seyn, wann ihr in einem dergestalt angenehmen Climat, für keine Nahrung so mühsam sorgen dörfft, könnet also nicht allein Euch in Indien, sondern Euern Freunden auch hieraussen in Teutschland dienen, da ihr dann Ihro Hochgräffl. Excellentz des Herrn Grafens von Hanau, genugsame Ursachen Danck zu sagen haben werdet, dass, wiewohl solche Sachen die Wohlfahrt des gantzen Teutschlandes angehen, Sie gleichwohl allein, und zuerst durch eine generose Resolution das Eys gebrochen, den Anfang gemacht, und der gantzen hochteutschen Nation ein asylum bereitet, wohin sie ihre Zuflucht nehmen und vor den rauhen Gewittern des Teutschlands in Sicherheit stehen können.“[1]) Es fanden sich in der That Leute, die auf diesen Aufruf hin mit Becher Verträge abschlossen, so der Graf Bertucy. Becher selbst hatte die Herrschaft Aperwake, 15 Quadratmeilen grofs und am Meer gelegen, zum Unterlehen mit allerhand Vergünstigungen erhalten, wodurch der Graf von Hanau ihn für seine „beständige, ware, ja gantz unvergleichliche Treue“ zu belohnen gedachte, nachdem er ein Unterlehen in Hanau abgeschlagen hatte. Aufserdem war er zum Geheimen Rat des Grafen von Hanau ernannt, hatte sich selbst den Titel „Edel-Achtbarkeit“ verliehen, kurz stand auf der Höhe des Glückes und der Anerkennung. Leider sollte mit der Kompagnie auch dieses Glück zusammenbrechen. Wie Becher geahnt zu haben behauptet, war der Graf von Hanau nicht der Mann, das Werck durchzuführen. Es kam soweit, dafs Becher sich vor der Gräfin von Hanau verantworten mufste, die ihn anklagte, er habe den Grafen heimlich lediglich seines eigenen Vorteils willen zu einer Sache verführt, die den Ruin des gräflich hanauischen Hauses nach sich ziehen werde. Becher wies diesen Vorwurf zurück, indem er energisch bestritt, dafs an der Sache nichts wäre. Am 17. September 1669 aber trägt der

[1]) Politischer Discurs. 1688. S. 1196.

Graf bereits dem Kaiser seine Besitzung an, da es ihm an Geldmitteln fehle, dieselbe länger zu halten. Bei Seiner Majestät jedoch wurde die Sache, wie Becher behauptet, durch Feinde des Grafen hintertrieben.[1])

Nachdem also das Unternehmen gescheitert war, kehrte Becher nach München zurück. Da er noch immer in bayrischen Diensten stand, holte er sich, als er 1670 wiederum nach Wien berufen wurde, erst die Erlaubnis des Kurfürsten zur Reise ein. Dieselbe wurde ihm erteilt, und nachdem der Graf von Zinzendorf ihm versichert hatte, dafs er alle Differenzen, die neuerdings zwischen ihnen bestanden hatten, als beigelegt betrachte, begab er sich nach Wien. Bereits am 20. August überreichte er hier eine Proposition ad Consilium Commerciorum, in der er wiederum auf Grund des Satzes „volkreiche nahrhafte Gemeine" Vorschläge zur Hebung der Kommerzien in Österreich macht. Dieselben bestehen im inländischen Konsum, Niederlagen und Jahrmärkten im Auslande, Handelsverträgen mit Bayern, Italien und Holland und der Errichtung einer Rentenbank. Am 18. November machte er den Vorschlag — natürlich wieder auf Grund seines ceterum censeo — eine Occidentalkompagnie zu errichten, um billig Weine und andere Produkte nach Holland exportieren zu können.

Er stellte eine Liste der Waren auf, die jährlich nach Holland verkauft werden sollten, samt dem aus denselben zu erzielenden Gewinn. „Ich getraue mir", so schreibt er, „Jährlich in Holland zu verhandeln und zu versilbern:

1. Auff die zehen tausend Stück Brandtewein, das Stück zum wenigsten pro hundert Gülden, thun zehnmahl hundert tausend Gülden, welcher Brandtewein aus Ungarn, Österreich und Tyrol genommen werden könte.

2. An gutem starkem Österreichischen, und Ungarischen Hauptwein, fünffmahl hundert tausend Gülden.

3. An Eysen, Stahl, und Messingdrath; Item an Eysen-Stahl-Messing-Blech, die Summa von dreymahl hundert tausend Gülden.

4. An Häuten und allerley zubereiteten Leder, Item an feiner Böhaimischer gesponnener Wolle, sampt Ländlerischen Leinwand, zweymahlhundert tausend Gülden".[2])

Einer so verlockenden Einnahme von zwei Millionen Reichs-

---

[1]) Vgl. zur Hanau-Westindischen Kompagnie auch Närrische Weisheit, 1683, II. No. 6. S. 139 ff.

[2]) Politischer Discurs, 1688, S. 631 f.

thalern jährlich vermochte man in Wien nicht zu widerstehen, zumal man dort das Geld so nötig brauchte, dafs Becher, der in dieser Angelegenheit persönlich nach Holland gesandt wurde, auch mit der Erhebung einer Anleihe von einer Million Reichsthalern daselbst betraut werden mufste.

Bevor Becher jedoch seine Reise antrat, sollte in Wien einer seiner Herzenswünsche der Erfüllung entgegengehen. Leopold, Graf von Kollonitsch, Bischof zu Neustadt, erbot sich nemlich, mit Genehmigung des Kaisers in Wien ein Werkhaus zu errichten, wegen dessen er am 3. Mai 1671 mit Becher einen Kontrakt abschlofs. Becher verpflichtete sich, „auff seine Spesen die Instrumenta und Werckstühl zu verfertigen, die Lehrmeister und Materialien an Hand zu schaffen, und mit einem Wort, die Prob zu thun", erst wenn „das Werck in seinem flor und Gang" wäre, sollten die beiderseits aufgewandten Unkosten „auss der gesämbtlichen Manufactur gezogen und erstattet werden".[1])

Becher beschaffte auch zwei Handwerksleute, sowie einen italienischen Band- und Teppichmacher von Augsburg.

Während seiner Abwesenheit wurden dieselben von den einheimischen Kaufleuten gegen ihn gehetzt, und er scheint die ganze Sache aufgegeben zu haben, wozu ihn auch der Umstand veranlafst haben mag, dafs man an hoher Stelle selbst an die Errichtung eines solchen Werkhauses unter seiner Mithilfe dachte.

Im Mai also trat Becher sozusagen als Commis-voyageur in österreichischen Weinen seine Reise nach Holland an.

Bei seiner Abreise aus München vor einem Jahr war das Gerücht verbreitet worden, er hätte den bayrischen Dienst quittiert, „thäte nun das negotium Commerciorum in München verfolgen zu Wien, und wäre allein Ursach dessen ruin". Er hielt es daher für geboten, von Augsburg aus sein langes Wegbleiben zu entschuldigen und zwar durch eine wohl fingierte Operation, denn bei der Geschäftigkeit, die er die ganze Zeit über in Wien entwickelt hatte, scheint es unwahrscheinlich, dafs er sich daneben auch noch mit „grossen Schmertzen und Leibs- und Lebens-Gefahr auss dem lincken Nieren einen Stein einer Musqueten-Kugel gross habe schneiden lassen, und daran lang zu thun gehabt" habe.[2]) Als einen weiteren Grund führt er an, dafs der Landgraf von Homburg samt seinen Räten „so intracte Händel" an dem

[1]) Politischer Discurs. 1688. S. 650

[2]) Politischer Discurs. 1688. S. 652 f.

Kaiserlichen Hof angefangen und ihn damit involviert habe, dafs er ohne Verlust seiner Ehre nicht habe verreisen können, bevor dieselben zum Austrag gekommen wären und er seine Satisfaktion gehabt hätte.

Was an alledem wahr ist, können wir nicht mehr entscheiden, jedenfalls aber müssen wir widersprechen, wenn Becher, um den Kurfürsten für seine holländische Reise zu gewinnen, die Sache so hinstellte, als käme auch sein, des Kurfürsten, Interesse dabei in Betracht. Der Gedanke ist ihm erst in Augsburg gekommen, denn in Wien dachte er nur daran, Bayern zur Verminderung der Zölle auf durchgehende österreichische Weine zu bewegen. Trotz seines zweifelhaften Gehaltes verfehlte der Brief die gewünschte Wirkung nicht. Becher wurde aufgefordert, ruhig nach München zu kommen, wo man ihn nicht nur „wohl traktirte" und ihm einen Teil seiner Besoldung auszahlte, sondern ihm auch noch einen Rekommandationsbrief nach den Niederlanden mitgab.[1]) So reiste er denn wohlbehalten nach Holland, um dort für österreichische Weine Stimmung zu machen. Seine Rückkehr, auf der er nicht nur in München, sondern auch bei seinem früheren Gönner, dem Kurfürsten Johann Philipp von Mainz, Station machte, erfolgte im September. Er konnte jedoch nicht gleich Bericht erstatten, da er sich auf der Reise eine „Leibs-Indisposition, starcken Schwindel des Haupts, starcken Catharren, Enge der Brust, und der übrigen Glieder Schmertzen" geholt hatte.[2])

Aus seinem ausführlichen Reisebericht erfahren wir, dafs die 50 Eimer Wein in Holland zwar gut angekommen seien, aber dermafsen trübe, dafs sie erst lange hätten liegen müssen, ehe sie sich geklärt hätten. „Wie die Weine denen Holländern angestanden seyn", schreibt er, „kan ich anders nicht sagen, als dafs ihnen solche sehr wohl geschmecket und gefallen, die Rheinwein dargegen Sauer-Wasser, die Frantzösische Weine aber wie Zucker-Wasser geschmecket haben, gestaltsamb dann die Gegeneinanderhaltung besagter dreyen Weinn öffentlich, so wohl in Amsterdam, als in dem Haag im Beyseyn vieler

[1]) Es wird gewöhnlich fälschlich so dargestellt, als sei Becher seit 1666 nicht nach München zurückgekehrt und habe sich deshalb jetzt 1671 mit dem Kurfürsten ausgesöhnt, der ihm seinen rückständigen Sold ausbezahlt und ihn seiner Dienste entlassen hätte. Becher blieb auch jetzt noch in bayrischen Diensten, wie ein Brief Fürstenberg's, den dieser ihm bei seiner Rückkehr aus Holland an den Grafen Zinzendorf mitgab, beweist. Es heifst dort: „Ihro Churfürstl. Durchl. mein gnädiger Herr werden sich erfreuen, wann einige erspriessliche Diensten durch einen der Ihrigen Ihro Kaiserl. Majest. geleist werden." Politischer Discurs, 1688, S. 667

[2]) Politischer Discurs, 1688, S. 656.

vornehmer und Weinverständiger Leuten vorgenommen. und hiesigen Weinen der Preiss zugesprochen worden. einige zwar vermeinen. dass sie zu starck seynd. aber eben dieselbige haben diese Weine mit Rhein-Wein vermischt und gar ein herrliches temperament getroffen." [1]) Die Nachfrage nach den Weinen sei eine sehr lebhafte gewesen. natürlich hätten die 50 Eimer aber nur hingereicht. um in den verschiedenen Städten zur Probe vorgelegt zu werden. Ein großser Absatz stehe aber um so sicherer zu erwarten. als man in Holland damit umgehe. die französischen Weine zu verbieten. Man zögere nur damit aus Furcht. die Franzosen würden dann den Rhein sperren und die Holländer so betreff des Weines auf das Trockene setzen. Könnte man aber von Österreich mit dem edlen Nafs versorgt werden. so stände einem solchen Verbot nichts im Wege. Dasselbe wurde denn auch thatsächlich erlassen. Auch über den zweiten Teil seiner Mission. „ob nicht vor Ihro Kayserl. Majest. ein oder zwey Millionen gegen leidliches Interesse. auff gute Versicherungen von einigen particular Holländern zu anticipiren wäre". erstattet Becher ausführlichen Bericht und zwar. da er ihm gleichsam „pro principali puncto" aufgetragen war. in der allerausführlichsten Weise. indem er erst nach einer langen Auseinandersetzung über das holländische Kreditwesen im allgemeinen auf diesen speziellen Fall glaubt kommen zu dürfen. Das Resultat ist. dafs man in Holland erbötig ist. dem Kaiser entweder eine Million auf kurze Zeit mit 4% oder auf Leibrente zu leihen. In letzterem Falle sollte der Kaiser 40 Jahre hindurch 15% zahlen. wonach dann die Schuld getilgt wäre. „Gleichwohl aber". schreibt Becher. „kan ich versichern. dass eine güldene Kett und ein stück Geld bey N. N. auss den 15. pro cento 10. endlich wohl gar 8 machen dürfften". ein Mittel. das er zur Realisierung dieser Angelegenheit des öfteren in Anwendung zu bringen empfiehlt. Interessant ist es übrigens. dafs er dem Kaiser rät. die Gelder „auf Karren mit einiger Conovy" in das Land zu bringen. „wird den zehnden Theil nicht so viel kosten. als wenn sie per Wechsel übermacht werden solten". [2])

Ein weiterer Auftrag war Becher von dem Grafen Zinzendorf in dessen persönlichem Interesse übergeben worden. Der Graf besafs nämlich eine „seydene Fabrica und Manufactur". die 1668 privilegiert worden war und in der er hauptsächlich seidene Strümpfe

[1]) Politischer Discurs. 1688. S. 667 f.

[2]) Politischer Discurs. 1688. S. 697—727.

verfertigt zu haben scheint. Diesen sollte nun Becher einen Absatz in Holland verschaffen, welches Auftrages er sich mit Eifer erledigte. Neben allem diesem fand er noch Zeit, im Interesse des Königs von Spanien thätig zu sein, indem er hin und her sann, auf welche Weise der Konsum spanischer Wolle in Holland zu vergröfsern wäre.

Von weit gröfserem Interesse jedoch als die Strümpfe des Grafen Zinzendorf und die spanische Wolle sind andere Angelegenheiten, die die Reise Becher's auf die Tagesordnung brachten; vor allem der Wunsch der Holländer, auf dem Seewege mit Österreich in Handelsverbindung zu treten, um auf diesem Wege Quecksilber, Blei, Kupfer, Stahl, Häute, Wein und andere Waren aus den kaiserlichen Erblanden ausführen zu können. Als Hafen hatten sie sich St. Veit am Flamm (Fiume?) ausersehen, dessen Umgebung „Villach, Laibach, Istria, Craitz" den Handel mit obigen Artikeln besonders begünstigte. Dem Bedenken Becher's, dafs die Venetianer es „nicht gerne sehen, oder solche Schifffahrt dulden würden", antworteten die Holländer stolz, „dass sie nach denen Venetianern nichts fragen, sondern ihrentwegen hinfahren möchten, wo sie wolten, und ob gleich die Venetianer Ihro Kayserl. Majest. verbieten wollen, nicht mit dero eigen Schiffen auff der Adriatischen See zu fahren, so könten sie es dennoch ihnen den Holländern nicht verwehren, dafs sie mit ihren eigenen Schiffen dahin fahren, und komme ihnen wunderlich vor, dass alle Potentaten auff selbiger Küst ihre portus, allein aber Ihro Kayserl. Majest. die ihrige nicht gebrauchen mögen, wollen derohalben dieses obstaculum auff sich nehmen."[1]) Im Anschlufs hieran suchte man den Kaiser von Holland aus zu animieren, doch auf den Quecksilberhandel ein gröfseres Interesse zu verwenden, der „pure" einem Kaufmann Johan Deits überlassen sei, „welcher doch ein abgesagter Tod-Feind der Catholischen Religion, und Ihrer Kayserl. Maj. Unterthanen ist".[2])

Man hatte ausgerechnet, dafs dieser „gröste Jud und Geitzhalss, so in Amsterdam lebt", den Kaiser jährlich um zwanzigtausend Reichsthaler hinterginge.[3])

Es ist interessant, wie die Holländer, deren Welthandel durch die englische und französische Politik empfindlich beeinträchtigt wurde,

[1]) Politischer Discurs. 1688. S. 728 f.

[2]) Politischer Discurs. 1688. S. 731. Vgl. auch Närrische Weisheit. 1683. I. No. 31. S. 75.

[3]) Deits war ein Schwager des Holländischen Statthalters de Witte, Politischer Discurs. 1688. S. 732.

sich geschäftig nach neuen Verbindungen umsahen. Übersandte ein holländischer Kaufmann doch an Becher ein Projekt, in dem die bequemsten Handelsverbindungen bis nach China und Sibirien erörtert wurden! Damals tauchte auch das Projekt auf, durch Vereinigung der Wornitz und Tauber eine direkte Verbindung zwischen der Donau und dem Rhein herzustellen.[1])

„Hierauss nun“, so schreibt Becher, „kan man gleichwol ersehen, welcher gestalt sich die Aussländer, in specie die Holländer, um unsern Fluss und Gelegenheit zu handeln, mehr als wir selber bekümmern, und an statt, daſs wir in den Sauff-Stuben sitzen, einander selbsten die Ehre abschneiden und verkleinern, so spatzieren die Holländer bey einer Pfeiff Taback und einem Glas Rheinwein, mit ihren Gedanken in der Stille die gantze Welt durch, und obgleich alle ihre Concepten nit angehen, so sind sie doch lobenswerth.“[2]) Becher mochte wohl ein Recht haben, so zu klagen.

Bereits im September hatte er über seine holländische Reise Bericht erstattet und am 10. Dezember hören wir ihn noch immer um Instruktionen bitten, da er von den Holländern gedrängt werde. In derselben Zeit klagt er auch in einem Memorial an den Grafen Zinzendorf mit bitteren Worten über die Vernachlässigung des Kommerzienkollegiums. In sechs Jahren hätte man kaum zwölfmal Rat gehalten, geschweige denn „ein ordentliches Protocoll noch Correspondenz“ geführt. Es schien, „als ob dieses Commercien-Collegium nur ein blosser Nam wäre, welcher von den Kauffleuten mehr verhöhnet als geehret wird, woraus dann erfolgt, dass gedachtes Collegium solcher gestalt mehr zum Untergang als Auffnahmen der Commercien, auch Ihrer Kayserl. Majest. mehr zum Schaden als Nutzen wäre“. „Nachdeme ich derohalben“, fährt er fort, „vermöge meines Juraments obligirt bin, solches zu erinnern, als habe es auch nicht länger verschweigen wollen, damit, wann etwan über kurtz oder lang Ihro Kayserl. Majest. hieran ein Missfallen tragen möchten, die darauss entspringende Ungnad dann mir nicht heimfallen thue, als der meiner seits desswegen Erinnerung genug gethan, auch gegenwärtig hiemit thue.“

Weiter heiſst es in diesem Memorial: „Weil auch die defacto zu dem Commercien-Wesen verordnete Herren Räthe alle so viel

[1] Vgl. auch über den Nord-Ostseekanal und den Elbe-Oderkanal Närrische Weisheit, 1683, I, No. 5, S. 5.

[2] Politischer Discurs, 1688, S 779.

anderwertliche Verrichtungen haben, so wäre rathsamb, dass man Ihro Kayserl. Maj. allerunterthänigst ersuchte, dass Sie expressè noch zwey der Commercien-Sachen erfahrene Subjecta ad Consilium nehmen, welche nichts anders, als bloss allein dieses zu thun hätten," [1]) wohl eine versteckte Spitze gegen den Grafen, dem er später, als sie sich in offenkundiger Feindschaft gegenüberstanden, direkt vorwarf, er habe nur auf seine eigenen Interessen gesonnen und die des Kaisers nur so weit verfolgt, als sie den seinen dienten.

Gleichfalls aus dieser Zeit stammt Becher's „Gutachten wegen rechter Bestellung einer Hoff- oder Finanz-Cammer". Als „Fundament des gantzen Cameral-Wesens" stellt er in diesem Schriftchen den Satz auf: „Justa rerum possessio." Damit aber der Herr „nicht allezeit den Unterthanen auff dem Halss liege, und ihnen beschwerlich falle", mufs er ein eigenes ordentliches Einkommen haben, „welche man Cammer-Güter nennt". „Wer seinen Herrn Cammer-Güter abschwetzt, oder auch ultrò angetragen, geschenckt von ihme nimmt", der greife seinem Herrn „in den Augapffel". [2]) Auch mufs der Herr sehen, dafs er stets einen Vorrat an Mitteln habe. Die schlimmsten Feinde einer Finanzkammer sind Unverstand, Unfleifs, Unordnung und Untreue. Um ihnen wirksam entgegen treten zu können, ist es am besten, wenn der Fürst selbst sein Hofkammerpräsident ist.

Wir können uns keine Endscheidung darüber anmafsen, wie weit diese Schrift gegen den Hofkammerpräsidenten gerichtet war, dafs Becher ihn aber im Auge gehabt hat, werden wir kaum bezweifeln dürfen. Die Spannung, die seit dem ersten Streit zwischen beiden nie ganz aufgehört hatte, nahm immer mehr zu. Becher mochte sich dem Grafen gegenüber um so weniger zu Rücksichten verpflichtet fühlen, als bei Hofe eine ganze Partei von Hofkammerräten gegen denselben Opposition machte und seine wirtschaftliche Befähigung stark in Zweifel zog. Zinzendorf stand jedoch noch zu fest in der Gunst des Monarchen, als dafs diese Opposition ihm etwas hätte anhaben können, ja gerade jetzt hatte ihn der Kaiser von neuem seiner allerhöchsten Gnade versichert. Das konnte für seine Gegner, denen die desolate Wirtschaft in der Hofkammer nicht verborgen war, nur ein Grund mehr zu um so energischerer Agitation gegen ihn sein. Es blieb dann der Erfolg derselben auch nicht aus, denn, wenn Zinzendorf auch erst 1679 ge-

---

[1]) Politischer Discurs. 1688 S. 783 f.

[2]) Politischer Discurs. 1688. S. 889 f.

stürzt und zur Verantwortung gezogen wurde, so scheint das Vertrauen seines Herrn in ihn doch schon lange Zeit vorher stark erschüttert gewesen zu sein. Gerade damals aber trug Becher sich mit neuen weitgreifenden Plänen, bei denen er die Unterstützung des Grafen nicht entbehren konnte und die schliefslich scheiterten, weil nicht nur diese Unterstützung ihm verweigert, sondern seinen Plänen geradezu entgegengearbeitet wurde.

Es handelte sich um die Errichtung eines Kunst- und Werkhauses. Es mag als Symptom für die wankende Stellung des Grafen Ludwig von Zinzendorf gelten, dafs Becher die ersten Verhandlungen in dieser Sache direkt mit dem Kaiser durch Vermittelung des Obersthofmeisters Albrecht von Zinzendorf pflegen konnte. Man scheint sogar daran gedacht zu haben, die ganze Angelegenheit ohne Mithilfe des Oberkammerpräsidenten und hinter dessen Rücken zu realisieren. Wenigstens kamen die Verhandlungen, die Ende des Jahres 1674 oder zum Beginn des Jahres 1675 begonnen hatten, am 21. Mai 1675 zu einem gewissen Abschlufs, indem zwischen Becher und dem Obersthofmeister ein Akkord abgeschlossen wurde. Das Werkhaus sollte in einer „curiose Academy, Kunsthaus, Correspondenz mit allerhand igeniosen Arbeiten, Experientz von vielerhand Curiosen, mathematischen, chimischen Sachen und Manufakturen“ bestehen. Vor allem hatte man es abgesehen auf Einführung „der Farbenmanufaktur, Bereitung der Majolic, Verstärkung der Weine, Zeitigung der Metallen, vorteilhafter Gold- und Silberscheidungen, Wollspinnereien und Weberei in Zeugen, die bisher im Lande noch nicht bekannt seyen“.[1])

Zum Inspektor des Unternehmens wurde Albrecht von Zinzendorf ernannt. Becher dagegen erhielt 4000 Reichsthaler zur Errichtung des Hauses, dem er und seine Erben als Direktoren vorstehen sollten. Für die Durchführung des Werkes wurde ihm sowie seinen Erben der zehnte Teil des resultierenden Gewinns auch für den Fall versprochen, dafs das Werkhaus aus dem des Kaisers in anderen Besitz übergehen sollte. Nur ein crimen laesae majestatis konnte sie dieses Rechtes verlustig machen. Im Laufe eines Jahres sollte das Unternehmen in Gang gebracht sein.

Nachdem die Sache so weit gediehen war, schien man doch Bedenken zu tragen, ein so weitgreifendes Unternehmen, das zudem, wie

[1]) Manuskript der k. k. Hofbibliothek in Wien, als Beilage abgedruckt bei Hatscheck a. a. O. S. 75 ff.

kein anderes, in das Ressort der Kammerpräsidenten gehörte, hinter dessen Rücken in das Werk zu setzen.

Becher erwähnt, man habe, um den Grafen nicht zu „disgustiren", das Werkhaus in seinem Garten auf dem Tabor erbaut.

Man hoffte wohl nicht mit Unrecht, der Graf werde über die Vernachlässigung seiner Person leichter hinwegkommen, wenn sein eigener Vorteil mit in die Angelegenheit hineingezogen wurde. Deshalb pachtete man auf 10 Jahre jenes Grundstück auf dem Tabor für einen jährlich pränumerando von Becher zu entrichtenden Zins von 100 Reichsthalern.

Nachdem jedoch der Kammerpräsident einmal in die Angelegenheit eingeweiht war, lag kein Grund mehr vor, sie nicht ganz der Hofkammer zu übergeben. Das geschah auch und Becher bekam es wiederum mit Zinzendorf zu thun. Das Mifsliche dieses Umstandes sollte er bald merken. Auf sein Gesuch um weitere 4000 Reichsthaler zur Introduzierung der Wollmanufaktur wurden ihm nur 2000 Reichsthaler bewilligt. „Habe ich's nit wollen nehmen, so hätte ich gar nichts bekommen", bemerkt er bitter. Später erhielt er freilich noch 500 Reichsthaler, dessen ungeachtet erscheint die Summe, die ihm für den Bau des Hauses, sowie für den ersten Betrieb zur Verfügung gestellt war — es waren im ganzen 7000 Reichsthaler — gering genug. Becher war aber nicht der Mann, der hieran die Realisierung einer Lieblingsidee hätte scheitern lassen. Er war überzeugt, dafs das Unternehmen, wenn es erst im Gange war, ihm ein reiches Einkommen schaffen und aller weiteren Sorgen entheben würde.

Aufserdem lebte er der sicheren Hoffnung, dafs der Kaiser sich in Ansehen des in Betrieb stehenden Werkes zu weiteren Subventionen würde bewegen lassen. So baute er weiter darauf los und konnte dem Kaiser bereits im März 1676 ein Referat über das ganze Werk nebst den Plänen des Hauses überreichen. Aus diesem Referat lernen wir die innere Einrichtung des Hauses kennen. Es bestand in einem „grofsen chemischen Laboratorium, in einer Werkstatt zur Erzeugung des Majolikgeschirres, einer Apotheke, einer Werkstatt zur Herstellung guter Hausgeräte, in der Seidenmanufaktur", aufserdem in einem „Häuslein zur Wohnung des Directors", sowie der Schellenbergischen Schmelzhütte und der venetianischen Glashütte. Eine Gallerie zum Verkauf der Waren sollte noch erbaut werden. Es ist bemerkenswert, dafs in dem Werkhause alle Vorkehrungen zur Goldfabrikation getroffen waren, wohl eine Konzession an den Kaiser, der wie viele Fürsten seiner Zeit ein begeisterter Anhänger der Alchymie war und

auf die Thätigkeit des Hauses nach dieser Richtung hin seine gröfsten Erwartungen setzen mochte. Hatscheck vermutet gewifs nicht mit Unrecht, Becher habe mit dem Vorwurf, den er später gegen Zinzendorf ausspielte, es sei demselben mehr um die Alchymie als um die Einführung der Manufakturen zu thun gewesen, gegen den Kaiser gezielt. Dafs übrigens für Becher bei der Errichtung des Werkhauses auch weitere Gesichtspunkte mafsgebend gewesen sind, lehrt uns eine Stelle der „Närrischen Weisheit“, an der er schreibt, dafs in demselben „als in einem Seminario, die Manufakturen und Künste erfunden und introducirt, die Leute abgericht, und dann auff das Land, und in die mitleidende depopulirte Städte diffundirt und stabilirt“ werden sollten.[1]) Ähnlich hatte er sich auch schon in einem Memorial ausgesprochen. Trotzdem dürfen wir in diesen Worten nicht zu viel lesen. Becher pflegte stets den Mund sehr voll zu nehmen und namentlich, wenn er über mifslungene Projekte klagt, wird seine Feder von ganz besonderem Optimismus in Bezug auf die Bedeutung derselben geführt.

Wir kehren zum Werkhause zurück. Der weiteren Entwickelung desselben begannen sich allerhand Schwierigkeiten in den Weg zu stellen. Sie entsprangen hauptsächlich der notorischen Abneigung, die der Kammerpräsident der Sache entgegenbrachte. Namentlich wurden die Mittel verweigert, mit denen die Unkosten des Baues und der Einrichtung gedeckt werden sollten. Becher hatte nämlich statt der 7000 Reichsthaler 11 123 verausgabt, woraus sich ein Defizit von 4123 Reichsthaler ergiebt, das er natürlich nicht aus eigener Tasche decken wollte, noch konnte, zumal er schon, wie er behauptet, bei der Wollmanufaktur viel zugesetzt hatte. Wie nahe lag es da, das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft zu verwandeln! Und in der That dachte Becher daran, in einer Kompagnie sein Heil zu suchen, aber auch dies wurde ihm verwehrt. Mifshelligkeiten mit den Arbeitern, die von seinen Widersachern gegen ihn gehetzt wurden, Verweigerung nachgesuchter Privilegien kamen hinzu und verstärkten den Eindruck, als wolle man von Seiten der Hofkammer das Werk gewaltsam unterdrücken. Einer solchen Behandlung gegenüber schien auch Becher sich zu Rücksichten weiter nicht verpflichtet zu fühlen. Er gründete — so behauptet wenigstens sein Nachfolger Schröder — gegen den Willen der Hofkammer eine Kompagnie und verschaffte sich Geld, indem er die Fabrikation wollener Zeuge und seidener Bänder aus dem Plan

[1]) Närrische Weisheit, 1683, II, No. 14, S. 162 ff.

des Hauses strich und gewissermafsen das Monopol derselben dem Bischof Rochas verkaufte. Dafs die Kammer trotzdem am 15. Oktober 1676 einen neuen Vertrag mit Becher einging, in dem sie das ganze Unternehmen samt seinen Kosten von sich ab und auf Becher's Schultern wälzte, findet eine Erklärung wohl darin, dafs sie auf diese Weise dem Ruin des Hauses am sichersten vorzuarbeiten meinte.

Derselbe blieb auch nicht lange aus. Als Becher Ende des Jahres 1676 Wien verliefs, um wegen Durchführung des Reichsediktes, betreffend das Verbot französischer Waren, die deutschen Handelsstädte zu bereisen — eine Reise, mit der er vielleicht in der Absicht betraut worden war, ihn aus Wien zu entfernen — wufsten es seine Feinde dahin zu bringen, dafs seine Rückkehr unmöglich wurde. Man erzählte sogar, er sei bankerott geworden und bei Nacht und Nebel aufser Landes gegangen.[1]) Das entspricht jedoch nicht der Wahrheit.

Von nun an sehen wir den Stern Becher's in stetem Sinken. Ohne Rast und flüchtig irrt er umher, um neue Projekte nie verlegen, wohl aber, wie es scheint, in der Thatkraft geschwächt, mit der er früher seine Pläne zu verfolgen pflegte. Im Jahre 1678 treffen wir ihn wieder in Holland, wohin er vor den Verfolgungen des Grafen Zinzendorf geflüchtet war. Er unterhandelt mit der Stadt Harlem wegen einer von ihm erfundenen Maschine zum Abwinden feiner Seide.[2]) Die Angelegenheit kam auch zum Abschlufs. Man baute in Harlem für 30000 fl. ein Haus, das die Maschine den Blicken Neugieriger, namentlich aber unwillkommener Nachahmer entziehen sollte, und erwies Becher „eine Verehrung". Aus dem Dekret, in dem ihm diese erfreuliche Mitteilung gemacht wird, erfahren wir auch, dafs Harlem den Wunsch hegte, „es werde Seine Edelheit in solcher guten Gewogenheit fortfahren, umb in der Practik mehrer und anderer Manufacturen dieser Stadt noch fernere Dienste zu thun". Diese Hoffnung sollte sie jedoch täuschen, denn schon im folgenden Jahre ist Becher in Amsterdam mit der Realisierung neuer Pläne beschäftigt. Er wollte aus gutem holländischen Sande Gold fabri-

---

[1]) Die erschöpfende Darstellung des Werkhauses in Hans J. Hatschek's „Das Manufakturhaus auf dem Tabor in Wien", der in einer Beilage auch wichtige Dokumente abgedruckt und Grundrifs und Ansicht des Hauses beigegeben sind, ist hier mehrfach benutzt worden.

[2]) So auch Wilhelm von Schröder, der bekannte Verfasser der „Fürstlichen Schatz- und Rentkammer". Becher revanchiert sich in seiner Weise, indem er Schröder einen Ignoranten nennt, milder urteilt er an einer anderen

zieren und suchte die Herren General-Staaten für sein Unternehmen zu gewinnen.[1])

Schon im Jahre 1673 hatte er einen gleichen Vorschlag dem Prinzen Hermann von Baden unterbreitet, der ihn bereits damals an Holland wies. Nur der französische Krieg hatte es verhindert, daſs seine Versuche ins Werk gesetzt wurden. Da er zu denselben eine groſse Quantität Silber brauchte, war er natürlich nicht in der Lage, auf eigene Hand Experimente vorzunehmen. Auch in Wien im Manufakturhaus hat er nur Proben im kleinen gemacht, da ihm auch dort die Mittel fehlten. Dieselben sollten ihm nun in Holland zur Verfügung gestellt werden. Am 28. August 1678 hielt er im Haag vor einer Deputation einen Vortrag, worauf von dieser sein Antrag, aus Sand Gold zu schmelzen, angenommen wurde. Natürlich verlangte man eine Probe, zu der er sich gern bereit erklärte, wenn man ihm nur den dreiſsigsten Teil einer Million Reichsmark gäbe. Vor allem aber bedurfte er „überschlagender Wasser Räder". Diese waren eine Erfindung Becher's[2]), die es ermöglichte, aller Orten Wassermühlen, Schmelzwerke u. s. w. mit einigen hundert Eimern Wasser in Betrieb zu erhalten. Man bewilligte Becher zur Probe aber nur 1200 Reichsthaler. Er hätte auch damit sofort den Versuch angestellt, wenn die Privilegierung seiner Wasserkünste sich nicht bis in den Dezember desselben Jahres hineingezogen hätte. Die Zwischenzeit benutzte er zu einer Reise nach Mecklenburg, wo er wahrscheinlich die „Psychosophia" herausgab. Der Herzog von Mecklenburg-Güstrow hatte ihm bereits 1674 eine Zufluchtstätte in seinem Lande angeboten, in der Hoffnung, diesen brauchbaren Mann für sich zu gewinnen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daſs Becher seine Reise in dieser Angelegenheit unternahm.

In Holland wurde seine Abwesenheit freilich anders gedeutet: man erzählte sich, er habe in dem Bewuſstsein der Unfähigkeit sein Versprechen zu erfüllen, sich aus dem Staube gemacht, ja sogar die Zeitung bemächtigte sich der Angelegenheit und behauptete, im Haag

Stelle: „Dieser Wilhelm Schröder ist des gewesenen Cantzlers zu Gotha Sohn von einem guten Talent, aber nicht wohl applicirt, mischt sich in allerhand Dinge, die er nicht versteht." Närrische Weisheit, 1683, II. Nr. 27. S. 200 f.

[1]) Vgl. hierzu „Opuscula chymica rariora" in der von Roth-Scholtz herausgegebenen Auflage vom Jahr 1709, S. 258 ff., und die betreffenden Abschnitte in „Trifolium Becherianum Hollandicum."

[2]) Närrische Weisheit, 1683, I. Nr. 13. S. 20 f.

[3]) Närrische Weisheit, 1683, I. Nr. 16. S. 27.

sei „ein Hochteutscher Kayserlicher Rathsherr und Bedienter in Arrest und gefängliche Haft genommen worden.“ Becher's Rückkehr mufste natürlich alle diese Verleumdungen zu nichte machen, um so mehr, als er nun die Versuche thatsächlich in Angriff nahm. Er baute sich Schmelzöfen und am 14. Februar 1679 geschah die erste Probe, ganz im geheimen, nur in Gegenwart Lorenz Keerwolff's Dieser stellte über den günstigen Erfolg ein Attest aus. Neue Versuche folgten am 22. März in Gegenwart des Bürgermeisters von Amsterdam und eines Kommissars der Regierung. Da auch sie von gutem Erfolge begleitet waren, entschlofs man sich eine Probe in gröfserem Mafsstabe, nämlich mit dem dreifsigsten Teil einer Million vorzunehmen, um sich zu überzeugen, dafs das Werk auch im grofsen betrieben von Vorteil sei. Zu diesem Versuch kam es jedoch nicht, da die Feinde Becher's von Wien aus gegen ihn intriguierten und ihn zwangen, Holland zu verlassen.

Ehe ich über seine weiteren Schicksale berichte, habe ich kurz seine Stellung zur Alchymie zu charakterisieren.

Während Roscher es verständlich findet, dafs ein Naturwissenschaftler im Zeitalter des Merkantilismus der Goldmacherei in die Arme fiel, stellte Kopp Becher das Zeugnis aus, er habe sich dieser Kunst nie aus Habsucht ergeben.

Diese widersprechenden Urteile zweier so hervorragender Gelehrten sind beide gut begründet.

Denn, werden wir auch zugeben können, dafs Becher zu seinen Versuchen in Amsterdam nicht durch Habsucht verleitet wurde, so war es doch gewifs ebensowenig rein wissenschaftliches Interesse, das ihn zu denselben veranlafste. Nachdem alle grofsen Projekte, von denen er sich eine sorgenfreie Existenz versprochen hatte, gescheitert waren, suchte er sich eine solche eben auf diesem Wege zu verschaffen. Andererseits sind seine Schriften, trotzdem sie sich grofsenteils mit der Verwandlung und Veredelung der Metalle beschäftigen, so voll von Schmähungen wider die berufsmäfsigen Alchymisten, dafs man sich nicht wundern darf, wenn ein Gelehrter sein Interesse für diese Kunst auf rein wissenschaftliche Grundlagen zurückführen will. Er nennt die Alchymie eine Lustseuche und behauptet, „aufs Goldmachen hab ich mich wol mein Lebenlang nicht eine Stunde begeben, sondern soll mir mein Stück Brod, so ich mit meiner Kunst aus der Mechanic oder Handwerckssachen geniesse, zehn mahl lieber seyn, als alles Goldmachen“.[1])

[1]) Psychosophia, 1707, S. 134.

An derselben Stelle giebt er eine ausführliche Anleitung zum Goldmachen und meint, „das müsste ein schlechter Spagyricus seyn, der wenn er Antimoni, Quecksilber, Bley, Kupffer, Eisen, Silber, Schwefel, Sand und dergleichen hat, nicht durch die Kunst gut Gold generi solte als wohl die Natur in Bergwerken thut".[1])

An seine Anweisung knüpft er jedoch sofort wieder die Warnung, dafs nicht etwa jemand es auf dieselbe hin versuchen solle, Gold zu machen, indem er jede Verantwortung von sich wälze. Im übrigen verursache die Alchymie auch so viel Mühe, dafs man schliefslich mit Schmieden mehr verdienen könne. Solcher sich scheinbar widersprechender Urteile liefsen sich eine Menge anführen. Es mögen jedoch diese wenigen zur Begründung der obigen Behauptung genügen. Fragen wir uns aber, wie wir uns diesen Widerspruch zu erklären haben, so werden wir auch in seinem Ausspruch: „Pseudochymici enim aurum veri Philosophi scientiam desiderant, omni auro praeponendam", mag derselbe auch auf unsern Gelehrten in gewissem Sinne zutreffen, keine genügende Lösung finden. Dieselbe ergiebt sich vielmehr aus der Überzeugung Becher's, wie schädlich es wäre, wenn das Geheimnis der Goldmacherei allgemein würde. Von diesem Standpunkt aus will er die Alchymie sogar verbieten, welche „sie sey wahr oder verlogen, schädlich ist, denn ist sie wahr, so würde dadurch aller Dienst in der Welt aufgehoben und Alles in Verwirrung kommen, ist sie aber erlogen, so verlieren die Leute ihre Zeit, Nahrung und Mittel".[2])

Nun erklärt es sich leicht, warum er so sehr gegen die Alchymisten eifert, nicht weil er ihre Kunst, die er ja selbst übte, für nichtig hielt, sondern weil er in ihnen gemeingefährliche Subjekte erblickte, denen das Handwerk gelegt werden müfste. Darum auch seine Heimlichkeit bei den Amsterdamer Proben, eine Heimlichkeit, mit der er seine Projekte seit den bösen Münchener Erfahrungen stets zu umhüllen liebte. Sie war hier wohl am Platz, während sie ihm sonst nur schadete, da sie Verdächtigungen und böswilligen Erfindungen den weitesten Spielraum liefs.

Der Gedanke, dafs bei wirklichen Erfolgen der Alchymie, und wenn Jedermann sich das Gold aus Sand hätte schmelzen lernen, der Wert desselben so sehr hätte herabgehen müssen, dafs es schliefslich

[1]) Psychosophia, 1707, S. 137.
[2]) Psychosophia, 1707, S. 132.

wohl gar seine Verwendung als Geld eingebüfst hätte, scheint Becher nicht gekommen zu sein.

Becher begab sich auf die Flucht nach England. Seine Hauptthätigkeit hier war eine litterarische. Da seine Wiener Feinde ihm auch hier keine Ruhestatt gönnten und ihn kraft ihres Einflusses durch den kaiserlichen Sekretär Natitz auch von hier zu vertreiben suchten, konnte er nicht daran denken, irgend eine Anstellung zu erhalten, sondern mufste sich glücklich preisen, in dem königlichen Leibarzt Dickinson und dem Ritter Weildmann, einem Parlamentsmitgliede, Gönner zu finden, die ihn wenigstens mit Geldmitteln unterstützten. Seine pekuniären Verhältnisse waren schon in Holland derart gewesen, dafs er daselbst „öffentlichen Haushalt“ hatte führen müssen und durch die Flucht nach England, bei der er, wie er klagt, „sein ganzes Vermögen, Familie, Kinder und Ehre“ hatte im Stiche lassen müssen, hatten sie sich natürlich nicht gebessert.

In dieser elenden Lage befand er sich, als die Nachricht vom Sturze Zinzendorfs, seines grimmigsten Feindes, ihn erreichte. Sofort sehen wir ihn wieder aufatmen, neue Gönner gewinnen und mit neuen Projekten hervortreten. Aber seine Thatkraft war gebrochen; die Bitterkeit über ein in Enttäuschungen und Verfolgungen verbrachtes Leben, die in der „Närrischen Weisheit“ unverhüllt zum Ausdruck kommt, untergrub ihm jede Schaffensfreudigkeit. Verfolgungen freilich hatte er nicht mehr zu erleiden, denn mit dem Einflufs des Grafen Zinzendorf war auch die Energie seiner Feinde dahin. Es besteht kein Zweifel darüber, dafs es der Graf gewesen ist, der durch den Hafs, mit dem er Becher verfolgte, das Leben dieses bedeutenden Mannes einem so elenden Abschlufs entgegen führte. Ueber die Ursachen dieses Hasses haben wir keine genauen Anhaltspunkte. Aber die Hartnäckigkeit, mit der der Graf sein Ziel, den vollständigen Ruin Becher's, zu erreichen strebte, läfst uns vermuten, dafs dieser ihn auf das äufserste verletzt haben mufs. Scheint das bei dem Charakter Becher's auch keineswegs ausgeschlossen, so hat doch auch Zinzendorf sich in dem ganzen Zerwürfnis keineswegs in würdiger Weise benommen, denn während er Becher hinter seinem Rücken als einen „heimlichen Spion, Sauffer, Hurer, Spieler“ in den Mund der Leute zu bringen und ihm jedes Verdienst abzusprechen suchte, beteuerte er ihm, „es sey ihm leid, dafs er in solches Gespräch gekommen, er zweiffle gantz nicht daran, dass solches nicht war sey, es sey ihm aber leid, dass andere seiner Collegen nicht auch der Meinung wären, sondern den Principalen mit

widriger Meinung angefüllet, er seines Teils könne den gantzen Hof gegen ihn nicht länger portiren, müste bereits viel seinetwegen leiden, dass er sich so familiar mit ihm eingelassen, es sey ihm von Herzen leid, dass er sich von ihm scheiden müsse, er solle sich nur eine Zeit lang retirade halten: es würde schon mit der Zeit diese trüben Wolken vorbey gehen, er wolte schon mit Gelegenheit seiner wieder in gutem gedenken". Als es ihm aber auf diese Weise nicht gelang, Becher ganz von Wien zu entfernen, und seinen Einfluſs bei Hofe zu untergraben, ging er offen gegen ihn vor. Wir haben gesehen, mit welchem Resultat.

Was Wunder daher, wenn Becher den Sturz des Mannes, der, mag er selbst auch nicht frei von Schuld gewesen sein, seine Existenz vernichtet hatte, als eine gerechte Strafe des Himmels begrüſst. Denn wenn er auch, wie bereits angedeutet, wieder Gönner gewann, so scheinen sie ihn doch nur vorübergehend dem Elend entrissen zu haben. Diese Gönner waren der Prinz Ruprecht von der Pfalz und der Herzog von Landerdul. Für sie unternahm er im Jahre 1680 eine Informationsreise in die schottischen Bergwerke. Er machte die Reise zur See, wurde aber infolge eines heftigen Sturmes 28 Tage auf derselben aufgehalten. In dieser Zeit, unter Sturm und Wetter, schrieb er die „Närrische Weisheit und weise Narrheit", ein Werk, in dem er das Facit seines Lebens zieht. Alle seine groſsen Projekte mit den segensreichen Folgen, die er sich von ihnen versprochen hatte, passieren in demselben Revue: Anklage auf Anklage schleudert er gegen alle, die sie aus Neid, Haſs und Bosheit vereitelt hatten. Die bayrische und österreichische Seidenkompagnie, die westindische Kompagnie, das Manufakturhaus auf dem Tabor, die Harlemer Maschine, das Schicksal aller wird besprochen und überall sehen wir Becher als den Mann hervorgehen, der das Wohl seines Volkes zu wahren dachte und der der Gemeinheit gewinnsüchtiger Menschen unterlag. Bitter beklagt er es, daſs seine Ideen, die Post zu verstaatlichen und ein Reichs-Ärarium zu gründen, so gar kein Verständnis gefunden hätten. Hier in der tobenden Natur schrieb er sich einmal all seinen Grimm von der Seele. Wir werden das dem Manne getäuschter Hoffnungen und miſsglückter Projekte nicht verargen dürfen, uns aber wohl hüten müssen, dem reichen biographischen Material der „Närrischen Weisheit" mit zu groſsem Vertrauen entgegenzutreten.

Das Buch ist aber noch in einer anderen Beziehung interessant. Der Verfasser schildert in demselben nicht nur seine eigenen Erfindungen, sondern auch eine Reihe fremder, die anfangs närrisch ge-

schienen, sich aber doch als sehr weise herausgestellt hätten, oder umgekehrt. Dabei erfahren wir die sonderbarsten Dinge, z. B. dafs es Steine gäbe, die unsichtbar machten, ja dafs Becher die Steine selbst berührt habe, dafs gewisse Gänse ihre Eier mit den Füfsen ausbrüten und er in Schottland sogar Gänse auf den Bäumen habe wachsen sehen. Ferner will er aus Wasser Steine machen können, rühmt sich der Kunst, Glas kalt auszudehnen und dergleichen. Weniger schwindelhaft erscheinen uns, die wir den Eifer um ein Volapük und die Erfindung des Telephons und des Phonographen erlebt haben, die Bemühungen Becher's um eine Weltsprache [1]) und seine Berichte über ein Stentrophonikon [2]), ein Instrument, vermittelst dessen man auf eine deutsche Meile mit einander laut reden könne, das ist ein Konzept, dafs der Optiker Moorland vorhat „etliche Worte als ein Echo durch eine spiral-Linie in eine Flasche zu verschliessen, dass man sie wohl eine Stunde lang über Land tragen könne, und wann man sie eröffnet, die Worte erst gehöret werden". Dafs es sich hierbei nicht um praktisch oder wissenschaftlich wertvolle Erfindungen handelte, brauche ich nicht hervorzuheben. Den Zeitgenossen mochten die Schilderungen derselben aber nicht weniger wunderbar vorkommen als der Bericht von den auf Bäumen wachsenden Gänsen.

Im Jahre 1681 finden wir Becher in Cornwall gleichfalls mit dem Studium der Bergwerke beschäftigt und schliefslich auf der Insel Wight; 1682 kehrte er nach London zurück, wo er noch ein umfangreiches Werk, den „Chemischen Glückshafen" schrieb, und die „Psychosophia" vermehrt vom neuen herausgab.[3]) Am Schlufs dieses Werkes berichtet er selbst von seinen letzten Plänen.

„Ich bin beschäftigt, meine Sachen zur Richtigkeit zu bringen, alsdann mich zur Ruhe zu begeben und vermeynt einen Platz in Holland dazu zu erkiesen, befinde aber ein sehr ungesundes Clima darinn. Wenn das West-Indische Werck in Gang käme, so ging ich alsobald dahin. Indessen haben mir Ihro hochfürstliche Durchlaucht der Hertzog Gustav Adolph zu Meklenburg-Güstrow, eine Retirade. Anguriolum, laboratorium, cremitorium in dero Landen zu bauen und ad dies vitae zu fundiren gnädigst versichert [4]), allwo ich etwa mit ein paar guten Freunden latiriren werde. Kan ich von dannen, so wohl Ihre Kayserl. Majestät, und dem Hertzog mit Rath und That

[1]) Närrische Weisheit. 1683. I. Nr. 41. S. 103.

[2]) Närrische Weisheit. 1683, I, Nr. 18. S. 36.

[3]) Psychosophia, 1707, S. 343.

[4]) Das war schon 1674 geschehen.

dienen, so bin ich so willig als schuldig, solches zu thun, ich muss ja aller Orten die Kost verdienen, und wird niemand sagen, dass er mir etwas umsonst gethan, welches ich nicht doppelt recompensiret hätte. Es ist schon das vierdte Jahr, dass ich damit umgehe, und kann noch kommen, dass ich sterbe ehe ich es effektuire, indessen suche ich gleichwohl einen Port und wormit ich nun zehen Jahr umgehe, mit ein paar guten Freunden in der Stille, Ruhe und Untersuchung der Natur auch meinem Nächsten docendo et medendo zu dienen, mein übriges Leben zuzubringen, die weil doch inter vitam et mortem, wie Kayser Carolus Quintus sagt, einiges intervallum seyn muss." Er beabsichtigte also in Mecklenburg jene psychosophische oder Seelenweisheitsgesellschaft zu gründen, die er sich als das Ideal einer Gemeinde dachte und über die er bereits 1668 einen Bericht veröffentlicht hatte.[1]) An diesem Vorhaben hinderte ihn jedoch der plänevereitelnde Tod, der ihn 1682 in London in gröfster Armut ereilte.[2]) Ob er vorher wieder zum Protestantismus zurückgekehrt ist, wie vermutet wird, bleibt unerwiesen. Seine Freunde besorgten ihm ein Begräbnis in der Kirche zu „S. James in the fields in S. James-Street". Dort liegt er unter der Kanzel begraben.

„Von seinen leiblichen Kindern ist übrigens nichts als dieses bekannt, dass er wirklich einige gehabt. Vermuthlich sind sie bey der grosen Armuth seiner Familie in Dunkeln und Niedrigen untergegangen."[3])

Angesichts eines so tragischen Schicksals können wir die Frage nicht unterdrücken, wie ein Mann mit den genialen Anlagen Becher's, dessen Energie und Arbeitskraft ihn aus dem Dunkel zu den Höhen des Lebens emporgehoben hatte, so völlig wieder in Dunkel und Elend enden konnte. Wir thäten Unrecht, wenn wir die ganze Schuld dem Grafen Zinzendorf zuschieben wollten, vielmehr ist ein nicht geringer Teil derselben im Charakter unseres Gelehrten selbst begründet.

[1]) Derselbe ist der „Psychosophia" 1707 beigedruckt.

[2]) Meist findet man fälschlich 1685 als Todesjahr citiert. Hayn schreibt an Roth-Scholtz „dass er A. C. 1685 in London gestorben sein solle, ist grundfalsch. Wie kann er erst in diesem Jahre gestorben seyn, da ich ihn A. 1682 mit zu Grabe begleitet und in sein Grab legen sehen." Bucher a. a. O. S. 33 f. Weiter schreibt Hayn: „Mit D. Becher's Lebens-Lauffe avancire denn und wenn, wird auch endlich darmit zu Stande kommen." Indessen finde ich nirgends, dafs eine Biographie Becher's von ihm jemals bekannt geworden ist.

[3]) Zincke in der Vorrede zur fünften von ihm kommentierten Auflage des „Politischen Discurses", 1754.

Autodidaktisch gebildet, wie er war, fehlte ihm nur allzu oft der richtige Maafstab in der Wertschätzung seiner Ideen und Projekte, zu deren Durchführung er sich allein berufen und befähigt fühlte. Jeder Widerspruch erschien ihm als Herabsetzung seines ihm selbst leider zu bewufsten Wertes, und er begegnete demselben mit jenem Hochmut und jener Selbstüberschätzung, die oft Leuten eigen zu sein pflegen, die ihr ganzes Wissen und Können lediglich eigenem Fleifse und eigener Energie verdanken. Dieser offenbare Zug seines Charakters gepaart mit dem Umstande, dafs seine Projekte die Interessen ganzer Gesellschaftsklassen schädigen mufsten, wenn sie zur Durchführung kamen, schaffte ihm die zahlreichen Feinde, deren Verfolgungen er um so eher erliegen mufste, je weniger ihm gegeben war, durch eine liebenswürdige Persönlichkeit diejenigen zu gewinnen, deren Mifstrauen er sich durch seine Wirksamkeit auf wirtschaftlichem Gebiet zuzog. Den Mifserfolg seiner oft thatsächlich an das Schwindelhafte grenzenden Projekte suchte er nie aus der Natur derselben zu begründen, überall witterte er sofort Intriguen, über deren Urheber er sich nicht lange im Unklaren blieb und gegen die er dann in seinen überaus zahlreichen Schriften auf das heftigste zu Felde zog. Dabei fand auch mancher Unschuldige die Flut seiner Schmähungen über sich ergossen, was die Zahl seiner Gegner nicht vermindern konnte, zumal Becher zu eigensinnig und starrköpfig war, um jemals ein Unrecht einzugestehen.

Wer ihm aber einmal feindlich gesinnt war, dem bot er genug Blöfsen zum Angriff. Aus der Geheimthuerei, die er bei allen seinen Projekten in Anwendung zu bringen beliebte, liefs sich ja so leicht dieser oder jener Verdacht herleiten; seine offenbar anzuzweifelnde Wahrhaftigkeit, seine Verschwendungssucht und vor allem seine mafslose Eitelkeit boten der Gelegenheiten genug, den Hafs gegen ihn zu schüren, den der Neid über die Gunst, die der Gelehrte an höchsten Stellen genofs, schon entfacht haben mochte. Und wie leicht war es nicht, einen Mann zu stürzen, dessen Projekte, so vielverheifsend sie waren, alle das eine gemein hatten, dafs sie scheiterten. So spielte sich alles in die Hände, eigene unglückliche Charakterveranlagung, Hafs der Feinde und Ungunst der Verhältnisse, um einen Mann in die Tiefen des Lebens hinabzustürzen, der wohl mehr als alle, die über diesen Sturz triumphierten, ein besseres Schicksal verdient hatte.

Das traurige Los unseres Gelehrten prägte sich auch deutlich auf seinem Antlitz aus. In den Linien Energie und im Ausdruck Mifsvergnügen, so läfst sich das Bild des Mannes in wenigen Worten

charakterisieren, von dem noch hundert Jahre nach seinem Tode sein Kommentator rühmte, er habe „denen Teutschen in dem Commercienwesen zum ersten Male die Augen aufgethan und ihnen so schrifftlich als mündlich gewiesen, wie sie ihre zeitliche Glückseligkeit mit Auffrichtung der Manufacturen, Colonirung und Populirung ihrer Länder auf einen schönen Fuss setzen könnten".

B. Die Schriften Becher's.

Die Schriften Becher's sind so zahlreich und vielseitig, wie die Universalität des Gelehrten es erwarten läfst. Allen voran an Bedeutung und Zahl stehen seine Werke chemischen Inhalts, die sich noch lange nach seinem Tode der Wertschätzung hervorragender Gelehrter erfreuten. Becher gilt für den Begründer der Phlogistontheorie, die später von Stahl zur Vollendung gebracht wurde. Stahl hat auch die „Physica subterranea" neu herausgegeben und bei dieser Gelegenheit bekannt: „Becheriana sunt, quae profero". Mag er durch diesen Ausspruch über den damals noch allenthalben hochgeschätzten Gelehrten nur die eigene Autorität haben stützen wollen, und mögen die chemischen Versuche Becher's auch meist falsch, vielfach sogar schwindelhaft gewesen sein, so werden wir uns doch nicht dem Urteil anschliefsen können, das unseren Gelehrten nur als den Autor eines Satzes der „Physica subterranea" in der Geschichte der Wissenschaften weiter vegetieren lassen will.[1]) Es ist dies der Satz: „cum in omnibus animalibus et vegetabilibus pinguitudinem inveniamus, quam neoterici nostri oleum vocant, quis dubitet et ea fossilibus inesse, ipsa etiam metalla comburi posse constet." Hält die Chemie ihn dieses einen Satzes wegen kaum für würdig, der Vergessenheit entrissen zu werden, so ist die Nationalökonomie grofsmütiger, die ihm als Vertreter längst überwundener Anschauungen einen Platz in ihrer Geschichte einräumt, der ihm um so weniger streitig gemacht werden dürfte, als er in manchen wesentlichen Fragen klarer gesehen hat als seine zeitgenössischen Kollegen.

Die Lehre Becher's ist im wesentlichen im „Politischen Discurs" enthalten, von dem sein Kommentator Zincke sagt, dafs es neben der „Fürstlichen Schatz- und Rentkammer" Wilhelm von Schröder's „bey uns Teutschen doch wirklich das Eis gebrochen" habe und „ein classisches Grund-Buch, in denenjenigen Wahrheiten,

[1]) Allgemeine deutsche Biographie, 1875, II, S. 201.

von denen es handelt" sei[1]). Was sich nationalökonomischen Inhalts sonst noch in Werken Becher's findet, sind meist Wiederholungen der bereits im „Politischen Discurs" aufgestellten Lehren. Die „Psychosophia", eines seiner interessantesten Werke nennt Becher selbst einen „Auszug und Saft aller meiner Schriften", und fügt hinzu, er könne wohl ohne Ruhm zu melden sagen, „unter allen Büchern, die gegenwärtig in der Welt in Druck seyn, sey keines, worinnen so vielerley schwehre, nötige und nutzliche Materie so teutsch, klar und verständig vor Augen gestellet werden",[2]) als es in diesem Buche geschehen. Er kargte überhaupt nicht mit einer übertriebenen Wertschätzung seiner eigenen Werke.

Becher schrieb lateinisch, deutsch und holländisch. An sein Latein dürfen wir nur mit geringen Anforderungen herantreten. Was läfst sich aber von einem Manne erwarten, der ein so abfälliges Urteil über die lateinische Sprache fällen konnte, wie Becher es in der „Närrischen Weisheit" thut. Wozu, fragt er, dienen „bey den Lateinern so ein Hauffen Terminationes, so ein Hauffen Genera, so ein Hauffen Articuli, so viel Constructiones, so viel Exceptiones, Anomaliae, so viel Declinationes, und Conjunctiones, auch Comparationes und dergleichen?"[3]) Übrigens scheint er selbst zu seinem Latein nicht viel Vertrauen gehabt zu haben. In der Vorrede zur „Physica subterranea" schreibt er: „Excuso latinitatem in hoc opere; quam barbaram esse fateor, ob materiam et ob scriptionem in specie scriptionis modum: Ex ore enim dictantis totum opus conceptum est. Sic rebus attentus verba neglexi"; und die Vorrede des „Oedipus chymicus" schliefst mit den Worten: Si quis proinde Latinitatis causâ me vellicet, is hîc me Philosophum, alibi experietur Philologum. Vale.[4])

Mit um so gröfserem Vergnügen liest man aber das Bechersche Deutsch, das sich vor dem seiner Vorgänger durch Lebhaftigkeit und Frische auf das Vorteilhafteste auszeichnet.

Von Becher's Werken sind mir folgende bekannt geworden:

[1]) Zincke a. a. O.

[3]) Närrische Weisheit. 1683, Nr. 41. S. 109.

[2]) Psychosophia. 1707. Vorrede an den Leser. Die Herausgeber der dritten Auflage schreiben, dass dem Leser „alhier ein eintziger Bogen mehr Erkäntnis und Einsehen geben wird, als wenn er den ganzen Thoman und Scotum auf den Nagel herböten könnte". Vorbericht.

[4]) In der deutschen Ausgabe, dem „Chymischen Hallseldeuter", heifst es: „Solte mich nun einer wegen des Lateins ansehen, der soll gewifs erfahren, dafs ich hie ein Philosophus gewesen, enderstwo aber einen Philologum zu agiren wissen werde. Lebe wohl."

I. Deutsche Ausgabe des Solini Salzthals. Regiomontani. Tractatus de Lapide Trismegisto et Salinis Philosophicis.
12°. 1654. — Später dem vierten Teil des Theatri Chymici einverleibt.

II. Metallurgia oder Naturkündigung der Metalle mit vielen curiösen Beweissthümen, natürlichen Gründen, Gleichnüssen, Erfahrenheiten und bishero ungemeinen Aufmerkungen, vor Augen gestellet. Zur Erhaltung der Wahrheit. Erläuterung der spagierischen Philosophie, und Gefallen der Liebhaber in drei Theile abgetheilt.
Frankfurt. 8°. 1660, 1679, 1705.

III. Character pro notitia linguarum universali.
Frankfurt. 8°. 1661. — Bald darauf auch deutsch erschienen.

IV. Institutiones chimicae Prodromae i. e. Joannis Joachimi Becheri Spirensis Mathematici Et Medicinae Doctoris. Oedipus chimicus Obscuriorum Terminorum et Principiorum Chymicorum Mysteria Aperiens et resolvens. Opusculum, omnibus Medicinae et Chimiae Studiosis, lectu perquam utile et necessarium.
Frankfurt und Amsterdam. 12°. 1664.

Editio novissima cui Praefationem praemisit, Synopsin Titulorum, notas marginales sensuum et rerum distinctiones, nec non notas et animadversiones, indicemque adjecit. Et ob infinitis mendis liberatae Supplementa Becheriana, Elementa Chymiae Methodo Mathematica conscripta exhibentia subjunxit. Joh. Jacobus Rosenstengelius, Medicinae Doctor.
Frankfurt. 8°. 1705, 1716. — Vermehrte Auflage. Frankfurt. 8°. 1720.

Dasselbe in deutschen Ausgaben unter dem Titel: Oedipus chymicus oder chymischer Räthseldeuter, worinnen derer verdunkelten chymischen Wortsätze, Urhebungen und Geheimnisse offenbahret und aufgelöset werden. Allen der Artzney und Chymiae-Kunst Beflissenen gar nützlich und notwendig zu lesen. Auf Begehren und mit sonderbarem Fleiss aus dem Lateinischen ins Teutsche übersetzet, in Druck gegeben.
Frankfurt. 8°. 1680. — Auch abgedruckt in der deutschen Übersetzung der Physica subterranea, 1680, 1690, und in Roth-Scholtz' Theatrum chymicum. 2. Band. Nürnberg 1730.

V. Parnassus medicinalis illustratus, oder ein neues, und dergestalt, vormals noch nicht gesehenes Thier-Kräuter und Berg-Buch

samt der Salernitanischen Schul; cum commentario Arnoldi Villanovani, und den Praefagiis vitae et mortis Hypocratis Coi; auch gründlichen Bericht von Destilliren, Purgiren, Schwitzen, Schrepfen, und Aderlassen. Alles in Hoch-Teutscher Sprach, sowohl in Ligata als Prosa lustig und ausführlich in vier Theilen beschrieben und mit zwölffhundert Figuren gezieret.

Ulm. Fol. 1663.

VI. Aphorismi ex Institutionibus Medicis Sennerti.

Frankfurt. 12°. 1663.

VII. Methodus didactica super novum organon philologicum.

Frankfurt. 4°. 1668. 8°. 1674.

VIII. D. Johann Joachim Bechers von Speyer, Römischer Kayserlicher Majestät Commercien-Raths Politischer Diskurs von den eigentlichen Ursachen, des Auff- und Abnehmens der Städt, Länder und Republicken. in specie wie ein Land volkreich und nahrhafft zu machen, und in eine rechte societatem civilem zu bringen. Auch wird von dem Bauren- Handwercks- und Kaufmanns-Stand, derer Handel und Wandel, item von dem Monopolio, Polypolio und Propolio, von allgemeinen Land-Magazinen, Niederlagen, Kauffhäusern, Montibus pietatis, Zucht- und Werck-Häusern, Wechselbänken und dergleichen ausführlich gehandelt.

Frankfurt. 12°. 1668. 8°. 1673. 1688. — Frankfurt und Leipzig. 1721. — Von Zincke kommentiert. Frankfurt. 4°. 1754, 1759.

IX. Regeln und Gesetze der christlichen Bund-Genossenschafft, welche einige Friede und Ruhe suchende christl. Familien unter sich auffzurichten und zu verfassen gedenken.

1668. — Später der Psychosophia beigegeben.

X. Actorum Laboratorii Chymici Monacensis seu Physicae subterraneae Libri duo, quorum prior profundam subterraneorum genesin, nec non admirandum Globi terr-aque-aërei super et subterranei fabricam; posterior specialem subterraneorum naturam, resolutionem in partes partiumque proprietates exponit. Accesserunt sub finem mille hypotheses seu mixtiones chymicae, antehac nunquam visae: omnia plus quam mille experimentis stabilita sumptibus et permissu Serenissimi Electoris Bavariae etc. Domini sui clementissimi elaboravit et publicavit.

Frankfurt. 8°. 1669, 1681. — Neu herausgegeben von Stahl. Leipzig. 8°. 1703. 4°. 1738, 1746.

Deutsch unter dem Titel Chymisches Laboratorium. Oder Unterirdische Naturkündigung.
Frankfurt. 8°. 1680, 1690.

XI. Moral Diskurs von den eigentlichen Ursachen des Glücks und Unglücks, allwo gleichsam auf einer Wagschal alle und jede menschliche Actione auf der gantzen Welt, so zum guten und Bösen gericht, ohnparteyisch erwogen werden.
Frankfurt. 12°. 1669.[1])

XII. Gründlicher Bericht von Beschaffenheit und Eigenschafft, Cultivirung und Bewohnung, Privilegien und Beneficien des in Americka zwischen dem Rio Orinoque und Rio de las Amazones an der festen Küste in der Landschafft Goyana gelegen, sich 30 Meilwegs breit an der See und 100 Meilwegs in der Tieffe erstreckende Strich Landes, welche die Edle privilegirte West-Indische Compagnie der vereinigten Niederlanden mit authentischer schrifftlicher Ratification und Permission der Hochmögenden Herren Staaten-General an den Hochgebohrnen gegenwärtig regierenden Herrn Herrn Friedrich Casimir Grafen von Hanau, Rhinneck, Zweybrücken, Herrn von Müntzenberg, Lichtenberg und Ochsenstein, Erb. Marschall und Ober-Vogt zu Strassburg, wie auch an das gesämtliche Hochgräfliche Haus von Hanau mit allen Regalien und Jurisdictionen ewig und erblich unter gewissen in dieser Deduction publicirten Articuln den 18. Juli 1669 cedirt und überlassen hat. Jeder männiglichen, absonderlich aber denen, welchen daran gelegen, zur Nachricht und Gefallen in Druck gegeben.
1669. — Auch der 2., 3. und 4. Auflage des Politischen Discurses beigegeben.

XIII. Novum organon Philologicum als Annum secundum Praxeos

[1]) Dieses interessante Werk scheint leider ganz verloren zu sein. Bucher, der es noch gekannt zu haben scheint, berichtet a. a. O. S. 18 über seinen Inhalt, dafs es in sieben Büchern folgende Materien behandelte. 1. Anthropogogia seu ars educandi homines utriusque sexus. 2. Correlata politica, seu de mutuo officio magistratuum et subditorum. 3. Ne Hercules contra duos, seu de magna vi societatis humanae. 4. Vectis pro sublevamine laborum, seu Compendium laborum in mundo. 5. Leges salutares pro nova republica, civitate aut colonia feliciter fundanda. 6. Cosmoglossa, i. e. Mundi Lingua, seu ars divinandi secretissima hominum ex actionibus eorum. 7. Scylla et Charybdis Theologica, i. e ars credendi catholice sine superstitione et atheismo.

Methodi Didacticae; continens secundum vocabularum affinitatem, quoad eandem significationem.

1670.

XIV. Experimentum Chymicum novum, quo artificialis et inflantanea metallorum generatio et transmutatio ad oculum demonstratur. Loco Supplementi in Physicam subterraneam et Responsi ad D. Rolfincii Schedas de non Entitate Mercurii corporum; opusculum multis experimentis practicis, nec non praecipuis, Philosophorum dictis explicatis refertum. Lectori phylochymici non ingratum futurum.

Frankf. 8°. 1671, 1679.

Dasselbe in deutscher Ausgabe unter dem Titel: Experimentum chymicum novum oder neue chymische Prob, worinnen die künstliche gleich-darstellige Transmutation, oder Verwandelung deren Metallen augenscheinlich dargethan. Anstatt einer Zugabe in die Physicam subterraneam und Antwort auf D. Rollfincken Schrifften von der Nicht-Wesenheit der Mercurii derer Körper. Ein Werk voller üblicher Proben wie auch derer Philosophen erklärten vornehmer Sprüche; dem Chymie liebenden Leser nicht unbeliebig fallend.

1680. — Später allen Ausgaben der Physica subterranea, die erste ausgenommen, sowie der deutschen Übersetzung dieses Werkes beigegeben.

XV. Becheri, Lancelotti etc. epistolae quatuor chemicae.

Amsterdam und Hamburg. 4°. 1673.

XVI. Novum organon Chymicumis Philosoph.

Frankfurt. 8°. 1674.

XVII. Supplementum secundum in Physicam subterraneam, demonstratio philosophica seu theses Chymicae, veritatem et possibilitatem transmutationis metallorum in aurum evincentes.

Frankfurt. 8°. 1675.

Dasselbe in deutscher Ausgabe unter dem Titel: Nochmaliger Zusatz über die Unter-irdische Naturkündigung, philosophischer Beweisthumm oder Chymische, die Wahr- und Möglichkeit derer Metallen Verwandelung in Gold bestreitende Lehr-Sätze.

8°. 1680. — Später ebenfalls allen Auflagen der Physica

subterranea, ausgenommen die erste, sowie der deutschen Übersetzung dieses Werkes beigegeben.

XVIII. Johann Joachim Bechers von Speyer, Römis. Kayserl. Majestät gewesenen Commercien Rahts Psychosophia oder Seelen-Weisheit, wie nemlich ein jeder Mensch aus Betrachtung seiner Seelen selbst allein alle Wissenschaft und Weisheit gründlich und beständig erlangen könne.

12°. 1678.(?) — Frankfurt 1682. — Hamburg. 12°. 1707.

XIX. Trifolium Becherianum Hollandicum, Amsterdam.

8°. 1679.

Aus dem Niederländischen in die hochdeutsche Sprache übersetzt unter dem Titel: Trifolium Becherianum Hollandicum, oder Drey Neue Erfindungen, Bestehende in einer Seiden- Wasser-Mühle und Schmeltz-Werck. Zum ersten mahl in Holland vorgeschlagen und Werkstellig gemacht. Mit gründlicher Anweisung wie es mit denselben Sachen beschaffen ist.

Frankfurt 1679. — Leipzig. 12°. 1691. — Ferner abgedruckt in der deutschen Ausgabe der Physica subterranea 1680, 1690, und in Roth-Scholz Opuscula chymica rariora 1719.

XX. Närrische Weisheit und weisse Narrheit oder ein Hundert, so Politische als Physikalische, Mechanische, und Merkantilische Concepten und Propositionen, deren etliche gut gethan, etliche zu nicht worden, samt den Ursachen, Umständen und Beschreibungen derselben. Ein Tractätlein vor die Liebhaber, sehr curios und nützlich zu lesen, als worinnen viel nachdenckliche Sachen enthalten.

Frankfurt. 12°. 1680. 1683. 1686.

Dasselbe von neuem herausgegeben mit einem Vorbericht an den Leser, darinnen erstlich von des Herrn Dr. Bechers Persohn, nach ihren Tugenden und Lastern, und dem daraus entstandenen Glück und Unglück; Hernach von seinen Schrifften, sowohl in's gemein, als auch von gegenwärtigen Tractat insonderheit gehandelt wird, von J. F. R(eimann). P. P. und S. J. P. P. H.

12°. 1706. 1725.

XXI. Lumen trinum 1680.

XXII. Experimentum novum ac curiosum de Minera arenaria perpetua, sive prodomus historiae, seu propositionis Praep. D. D. Hollandiae ordinibus ab Authore factae, circa Auri extractionem mediante Arena littorali per modum Minerae perpetuae seu operationis magnae fusoriae cum emolumento. Loco Supplementi Tertii in Physicam subterraneum.

Frankfurt. 4°. 1680.

Dasselbe in deutscher Ausgabe unter dem Titel: Bericht von dem Sande als einem ewig währenden Metall- oder Berg-Werck.

Allen Ausgaben, die erste ausgenommen, der Physica subterranea, sowie der deutschen Übersetzung dieses Werkes beigegeben; ebenso den von Roth-Scholtz herausgegebenen Opusculis chymicis. Nürnberg und Altdorf. 8°. 1719.

XXIII. De nova Temporis dimetiendi ratione et accurate Hordogiorum constructione Theoria et Experientia.

London. 4°. 1680.

XXIV. Magnalia naturae.

London 1680.

XXV. Laboratorium portatile.

8°. 1680. — Ferner enthalten im Tripus hermeticus fatidicus und in Roth-Scholtz Opuscula chymica rariora. Daselbst auch in deutscher Übersetzung.

XXVI. Alphabetum minerale.

1682.

XXVII. Chymischer Glücks-Hafen, Oder Grosse Chymische Concordantz Und Collection Von fünffzehenhundert Chymischen Processen; Durch viel Mühe und Kosten auss den besten Manuscriptis und Laboratoriis in diese Ordnung, wie hier folgendes Register ausweiset zusammengetragen.

Frankfurt. 4°. 1682. — Mit G. C. Stahl's Bedenken von der Goldmacherei. Halle. 4°. 1726. — Leipzig 1735.

XXVIII. Tripus hermeticus fatidicus pandens oracula chymica seu I. Laboratorium portatile, cum Methodo vere spagyrice sc. juxta exigentiam Naturae, laborandi. Accessit pro Praxi et Exemplo II. magnorum duorum productorum nitri et

salis Textura et Anatomia, atque in omnium praecedentium confirmationem adjunctum est III. Alphabetum minerale seu viginti quatuori Theses de subterraneorum et mineralium Genesi. Textura et Analysi. His accessit concordantia mercuriis lunae. Omnia juxta Authoris Doctrinam et Principia in Physica sua subterranea ejusque supplementis conscripta, adeo ut hic Tripus Hermeticus commentariis Practicus super praefatam Physicam subterraneam vere dici queat, utpote scriptum raris Experimentis multis Figuris et profundis Speculationibus innixum, ut Lectori per se patebit. Exaratum in Cornubia ad extrema Angliae ora inter ipsa mineralia experimenta et autopsiam.

Frankfurt. 8°. 1689. — Nürnberg. 8°. 1719.

XXIX. Pantaleon delarvatus.

Frankfurt 1706, sowie in Roth-Scholtz. Opuscula chymica rariora. 1719.

XXX. Chymischer Rosengarten. Sambt einer Vorrede und kurzgefassten Lebens-Beschreibung Herrn D. Becher's zum Druck befördert von Friederich Roth-Scholtz.

Nürnberg. 8°. 1717, sowie in Roth-Scholtz. Opuscula chymica rariora. 1719: — als Anhang auch den späteren Auflagen des chymischen Glückshafens beigedruckt.

XXXI. Opuscula chymica rariora addita nova praefatione ac indice locupletissimo multisque figuris aeneis illustrata a Friederico Roth-Scholzio.

Nürnberg und Altorf 1719.

XXXII. Mineralisches A B C oder chymische Theses; deutsche Ausgabe des im Tripus hermeticus enthaltenen Alphabetum minerale.

Nürnberg. 8°. 1723.

Roth-Scholtz, Witte und die Herausgeber der vierten Auflage der „Närrischen Weisheit" zählen noch folgende Werke Becher's ohne Datum auf[1]:

[1] Roth-Scholtz in der Vorrede zu Opuscula chymica rariora. Witte in seinem: Diarium biographicum. Riga 1716.

XXXIII. De Horologiis.

XXXIV. Physica mathematica.

XXXV. Methodus gnostica practica.

XXXVI. Methodus mechanica practica.

XXXVII. Ethica christiana, seu D. Johannis Bonae manuductio dei ad coelum.

XXXVIII. Dispensatorium secretorum medicorum.

XXXIX. Harmonia linguarum artificialis.

XL. Novum Lexicon hexaglotton sub titulo de verborum sufficientia.

XLI. Catalogus omnium corporum, quae in theatro naturae et artis Becheriano reperiuntur.

XLII. Gedanken und Verlauff über das Konfiskations-Werk der frantzösischen Waaren und Manufacturen in Teutschland, was solchen daran gelegen, und wie die Manufacturen und Commercien besser darinn fortgesetzt werden könnten, sammt einem Gutachten wegen Zulassung oder Verbots der seidenen Tücher, und dann wie ein unbeschwerlicher fundus zu einem beständigen Reichs-Aerario zu bekommen, wohlmeynend und unvorgreiflich geschrieben an die versammelten Reichs-Stände zu Regenspurg.

XLIII. Erbärmlicher Schau-Platz Frantzösischer Schand- Brand- und Mord-Thaten.

XLIV. Atlas philologicus, seu Lexicon novum et universale linguarum, verborum et rerum, ubi plurima ac fere omnia vocabula, latini praesertim termini, sequentibus paragraphis illustrantur. 1. In plurimis linguis. 2. In Radicibus. 3. In significatione propria. 4. Impropria, tropica, phrasiologica, rhetorica, oratoria, soluta. 5. In ligata cum accentuatione synonymis et Epithetis. 6. Mythiologice. 7. Cum Adagiis. 8. Logice. 9. Physice. 10. Mathematice. 11. Historice. 12. Medice. 13. Juridice. 14. Theologice. Opus est probatissimis variarum scientiarum Lexicis eruendum, omni aetati et conditioni, inprimis polymathiae studiosis acceptissimum, in tanta Lexicorum copia nunquam hactenus visum licet unice necessarium.

XLV. Nomenclatura academica.

XLVI. Mel scientia, i. e. omnium fere doctrinarum et scientiarum definitiones, axiomata, divisiones et termini.

XLVII. Panegyricus an Herrn von Horningk.
Frankfurt. 4°.

XLVIII. Unvorgreifliche und wohlgemeinte Gedanken, wie nach diesem Kriege, bei verhoffentlich erlangten Frieden, dem ruinirten Teutschland wiederum aufzuhelfen sey.

Fast alle Autoren aufser Bucher und Roth-Scholtz citieren als ein Werk Becher's noch: Kluger Hausvater, verständige Hausmutter, vollkommener Land-Medicus, wie auch wohlerfahrener Ross- und Vieharzt etc.[1]), das thatsächlich unter Becher's Namen erschien. Doch schreibt Bucher schon 1717 in einem Brief an Roth-Scholtz: „Den klugen Hausvater halte ich nicht vor seine Arbeit, er gedenket dessen auch nicht in seinem Catalogo, und zudem habe ich ihn alt unter dem Namen Sturm edirt gefunden. Man trägt sich auch mit einem Jägerbuch, so ebenfalls Becher's Namen führet.“ [2]) Dieses Jägerbuch war jedoch schon 1618 zu Marburg in Noe Meures Jagd- und Forst-Rechte erschienen, nach dem nun unter Becher's Namen ein wörtlicher Nachdruck veranstaltet wurde.

Ferner erschien unter Becher's Namen 1700: Ein Medizinische Schatz-Kammer darinnen zu finden, wie man die Kinder-Kranckheiten mancherley Alters, glücklich und geschwind curiren kan. Aus dessen (Becher's) hinterlassenen raren Manuscripten mit Fleiss zusammengetragen von H. J. J.

Dafs der Name unseres Gelehrten in dieser Weise mifsbraucht wurde, ist ein Beweis für die Beliebtheit, deren er sich bei der Leserwelt erfreute. Denn dafs es sich bei dem Neudrucken unter seinem Namen nur um buchhändlerische Spekulationen handelte, braucht des besonderen wohl nicht erwähnt zu werden.

[1]) Auch Witte a. a. O. und Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland, S. 271, halten das Werk, das in Leipzig, 12°, 1685 erschien, für Becher's Arbeit.

[2]) Vgl. auch Bucher a. a. O. S. 98

Zweiter Teil.

Die theoretischen Anschauungen Becher's.

A. Becher's politische Anschauungen.

Wir haben bereits in der Einleitung hervorgehoben, dafs Holland durch die aufserordentliche Machtstellung, zu der es im Laufe weniger Jahrzehnte gelangt war, die Bewunderung von ganz Europa auf sich zog. Es waren nicht glücklich geführte Kriege, welche diesen Aufschwung verursacht hatten. Das kleine Land, das nach dem Ausspruch eines seiner gröfsten Volkswirte[1]) zu schlecht war, als dafs es jemand hätte gelüsten sollen es anzubauen, hatte seine Bewohner durch seine günstige geographische Lage schon früh auf den internationalen Handel gewiesen. Im Jahre 1602 hatte es zur Förderung des asiatischen Handels die ostindische Kompagnie gegründet, der in den zwanziger Jahren nach heftigem Für und Wider der leitenden Staatsmänner die westindische folgte.

Die Wirksamkeit derselben sollte Holland nicht nur vom verhafsten spanischen Joch befreien, sondern das Reich, in dem die Sonne nimmer unterging, zu einem Staat herabdrücken, dessen glänzende Traditionen ihn nicht vor der Mifsachtung von ganz Europa zu schützen vermochten.[2])

Es war den Holländern sehr wohl bewufst, dafs nur „die Dummheit der anderen Völker“ sie zu derartigen Erfolgen hatte gelangen lassen. Um so mehr mufsten sie befürchten, dafs diese „anderen

[1]) Pieter de la Court.

[2]) Vgl. das bereits citierte Werk von Laspeyres, insbesondere das I. Buch.

Völker" früher oder später zur Einsicht kommen und ihnen die so leicht errungene Priorität auf wirtschaftlichem Gebiete streitig machen würden. Mit der allgemeinen Aufmerksamkeit aber, die seine exceptionelle Stellung erregte, war der erste Anstofs zu solcher Einsicht gegeben. Denn nicht in staunender Bewunderung verharrte man vor dem Phänomen. Man suchte die Ursache desselben zu ergründen und fand sie in der Anwendung der merkantilistischen Lehrsätze. Hatte Holland nicht ein sprechendes Beispiel für die Wahrheit des Satzes geliefert: Geld ist Macht? Bewies sein auswärtiger Handel nicht täglich aufs neue, dafs ein Land, und sei es von der Natur noch so wenig begünstigt, sich allein durch den Handel aller Schätze der Welt teilhaft zu machen vermochte? Und legte nicht schliefslich der Umstand, dafs dieses Land, obgleich es den Zeitgenossen wie eine grofse Stadt erschien, weder Armut noch Bettelei kannte, Zeugnis dafür ab, dafs in dem Reichtum jedem Volke der Gipfel seiner Wohlfahrt gesichert sei?

Kein Wunder also, wenn Holland den Volkswirten des 17. Jahrhunderts als das ideal geleitete Staatswesen erschien, und dafs sie in blinder Nachahmung seiner Politik die Garantie für die Gröfse ihrer eigenen Nationen erblickten.[1]) In einem Punkte freilich konnte diese Nachahmung nicht unbedingt empfohlen werden. Zu seiner glänzendsten Entfaltung war der holländische Welthandel erst gelangt, nachdem mit dem Sturz der spanischen Herrschaft und der Einführung der republikanischen Verfassung den nationalen Kräften der allerfreieste Spielraum zur Entfaltung geschaffen war. Die kleine Republik an der Nordsee stand hierin im krassesten Gegensatz zum übrigen Europa, in dem der Absolutismus gerade in jenem Jahrhundert immer starrere Formen annahm. Wenn also die volkswirtschaftlichen Theoretiker anderer Nationen auch in der republikanischen Verfassung Hollands ein seine Machtstellung förderndes Moment erkannt hatten, so durften sie einer solchen Überzeugung aus naheliegenden Gründen doch nur einen sehr verschleierten Ausdruck verleihen. Daher die widerspruchsvollen Anschauungen, die sich in den politischen Teilen der staatswissenschaftlichen Werke jener Zeit finden.

Diese im allgemeinen nachweisbare Thatsache mufste in besonders hohem Grade bei einem Gelehrten hervortreten, der die holländischen Verhältnisse aus eigener Anschauung auf das genaueste kannte. Das

[1]) Vgl. Einleitung S. 13.

war aber der Fall bei Johann Joachim Becher. Wir haben bereits gesehen [1]), dafs seine praktische Thätigkeit ihn oft nach Holland geführt hatte. Die geistvolle Lobrede auf Holland in seinem „Politischen Discurs" [2]), sowie der Umstand, dafs er sich stets dorthin wandte, wenn er zur Realisierung seiner Pläne fremder Hilfe bedurfte, beweisen zur Genüge, in wie hoher Wertschätzung diese Republik bei ihm stand.

Als Becher sie zum ersten mal besuchte [3]), hatte sie den Zenith ihrer Macht bereits überschritten, eine Thatsache freilich, die wohl nur einem Pieter de la Court voll zum Bewufstsein gekommen war.

Mit glühendem Patriotismus will dieser seinem Volke in seinen Werken die Wege weisen, auf denen es wandeln müsse, wenn es von seiner Höhe nicht hinabsteigen wolle. Voran steht ihm hier die Aufrechterhaltung der Republik, die er gegenüber den Ansprüchen der Oranier nicht genug zu verteidigen weifs. „Gott bewahre doch Holland für einem Oberhaupt!" ruft er aus [4]), denn „zu einer monarchischen oder einhäuptischen Regierung zu verfallen, ist für Holland ein unwieder aufstehender Tod." [5])

Dieser Mann, dessen Werke über Holland hinaus in Ansehen standen, ist der einzige, auf den Becher in seinem „Politischen Discurs" einmal Bezug nimmt. Persönlich scheint er ihn nicht gekannt zu haben, wenigstens finden wir seinen Namen nicht unter den Gelehrten, mit denen er in Holland in Beziehung getreten zu sein behauptet. Um so sicherer läfst sich aber der Einflufs nachweisen, den die politischen Anschauungen des freien holländischen Republikaners auf den kaiserlich österreichischen Kommerzienrat gehabt haben. „Es ist eine Pflicht von Republiken und grofsen Städten", schreibt de la Court, „dieselben so volkreich, stark und mächtig zu machen, als immer möglich ist", und stellt dem als eine Pflicht der Monarchen gegenüber, „gute Sorge zu tragen, dass ihre eigenen Unterthanen also machtlos und unvermögens bleiben, dass sie die Satzungen und den Gehorsamb nicht weigern können". [6])

---

[1]) Im biographischen Teil.

[2]) Siehe dieselbe im Abschnitt über den Handel.

[3]) Im Jahre 1665.

[4]) Interesse von Holland oder Fondamenten von Hollands Wohlfahrt angewiesen durch V. D. H. (van der Hove = de la Court). Aus dem Niederländischen in das Hochdeutsche gebracht. 1665. S. 33.

[5]) Ebenda S. 102.

[6]) Interest van Holland.

Diesem Gedankengang folgend, findet Becher ganz offen einen Vorzug der Republiken gegenüber den Monarchieen darin, daſs in jenen nur die Interessen des Volkes ausschlaggebend seien, während in diesen die Interessen der Monarchen denen des Volkes feindlich gegenüberständen.[1])

Es soll hier nicht die müſsige Arbeit geschehen, bis in das Einzelne den Zusammenhang de la Court'scher und Becher'scher Gedanken zu verfolgen. Es galt nur, im allgemeinen darauf hinzuweisen, daſs auch unser Gelehrter seine politischen Anschauungen in Holland, dieser „hohen Schule der Staatsmänner und Volkswirte"[2]), zur Reife gebracht hat. Ich ziehe es vor, die politischen und volkswirtschaftlichen Lehren Becher's im Zusammenhang zu geben, und werde nur dort, wo unstreitig eine Anlehnung an de la Court vorliegt, im Text oder in den Anmerkungen darauf Bezug nehmen.

Es ist nicht möglich, die Ansichten Becher's über die Entstehung des Staates einer der herrschenden Theorieen anzupassen, wenn man hier und dort auch Anklänge an dieselben zu finden meint. Dank seines autodidaktischen Bildungsganges war er eine zu selbständige Natur, um nicht auch in diesen Fragen seine eigenen Wege zu gehen, die freilich verworren und inkonsequent genug sind.

Jeder Mensch, behauptet er, ist frei geboren. Die Abhängigkeit entsprang erst aus der Furcht und der Bedürftigkeit. Die Ohnmacht des allein auf sich gestellten Menschen, gepaart mit seinem Trieb nach Geselligkeit, der ihm als einem animal sociabile angeboren ist, treiben ihn zur Gemeinschaft. Die Gesellschaft ist aber nächst der Vernunft das einzige, was das menschliche Leben vom „viehischen" unterscheidet, und in ihr allein ist „die Grundursache Anfang, Mittel und End" aller Gesetze und Ordnungen zu suchen, welche die Menschen, seien sie nun Heiden oder Christen gewesen, zur Erhaltung eben dieser Gesellschaft aufgerichtet haben. Der Mensch hat auch nur innerhalb

[1]) Schon Zincke sagt in seinem Kommentar S. 175: Der „republicanische Geist, welcher sonderlich eine mehrere Freyheit als ein böses monarchisches oder aristokratisches Regiment verstattet, wird aber sehr in diesem Buch (der „Anwysing" de la Court's) gespüret. Und eben dieser zeigt sich auch durch das gantze Buch D. Becher's." Die „Anwysing der heilsame politike Gronden en Maximen van de Republice van Holland en Westvriesland door V. D. H." ist eine Umarbeitung des „Interest", die 1669 erschien, also zwischen dem Erscheinen der ersten und zweiten Auflage des „Politischen Discurses". Becher scheint das „Interest" erst in dieser Bearbeitung kennen gelernt zu haben, denn in der ersten Auflage seines Werkes hatte er für politische Erwägungen noch keinen Raum.

[2]) Roscher a. a. O. S. 227.

der Gemeinde die Möglichkeit, jenen Grad menschlicher Vollkommenheit zu erreichen, zu dem er nach göttlichem Ratschlufs prädestiniert ist. Ihn dieser Vollkommenheit möglichst nahe zu bringen, ist der einzige Zweck aller Gesetze und die erhabenste und höchste Aufgabe der Obrigkeit, die „darum vorhanden seyen, dass sie solche Menschen in dem Stand der Menschheit erhalten.“ [1])

Der Stand der Menschheit richtet sich aber nach dem Schöpfer des Menschen, nach Gott. Da Gott den Menschen nach seinem Bilde geschaffen hat, so hatte dieser, ehe er sich durch den Sündenfall der Gottähnlichkeit begab, Teil an den fünf Haupteigenschaften seines Schöpfers. Dieselben bestehen aber „in der vollkommenen Erkändnus Gottes, als seiner selbst, in der höchsten Ehr und Vollkommenheit, in der Allwissenheit, in der Allmächtigkeit und in einer ewigen Unvergänglichkeit“. [2]) An diesen Eigenschaften mufs der Mensch teil haben; aber erst, wenn er einen Abglanz aller fünf in sich vereinigt, kann er sich voller Glückseligkeit rühmen. „In diesen fünff Stücken bestehet nun nit allein die Menschheit, und ihre Glückseeligkeit, sondern die Gesetze der Natur selbsten, die Menschen wollen etwas glauben, eine Religion haben, tugendhafft seyn, und derowegen geehrt und geachtet werden, etwas lernen, studiren und wissen, etwas eigenes, und ihre Nahrung haben, lang leben, und weil man ja sterben mufs, sich vermehren, um seinen Nahmen zu hinterlassen.“ [3])

Der Mensch ist „nicht vollkommen glückselig, wann er lang fromm ist, eine gute Religion hat, hingegen veracht, unwissend, arm und stetigs kranck ist, noch ist er nicht glückseelig, wann er lang fromm, geehrt aber ganz ungelehrt, arm und kranck, oder fromm, ehrlich, gelehrt, aber arm und kranck, oder auch reich, aber kranck, oder an einem von diesen einen Mangel hat, dann da wird ihm alsobald viel fehlen, dahingegen wann er alle diese fünf Puncten vollkommen beysammen hat, glückseelig ist.“ [4])

Becher hat seine Glückseligkeits- oder Wohlfahrtstheorie nicht in ihren Konsequenzen ausgedacht. Wenn er als Endziel menschlichen Daseins die Gottähnlichkeit bezeichnet, die sich nicht in der Menschheit als Gesamtheit, sondern in jedem einzelnen Individuum dokumentieren soll, so durfte er der Konsequenz nicht entgehen, dafs gerade die von diesem Ziel am weitesten Entfernten der gröfsten

[1]) Politischer Discurs, 1688, S. 40.
[2]) Politischer Discurs, 1688, S. 40.
[3]) Politischer Discurs, 1688, S. 40.
[4]) Politischer Discurs, 1688, S. 41.

Förderung bedurften. Zum mindesten werden wir erwarten, dafs er die Möglichkeit zur wissenschaftlichen Erkenntnis, zum Besitz, und zu der hohen Lebensauffassung zu gelangen, die er zur Erreichung des menschlichen Endzweckes für erforderlich hält, für alle Menschen in gleicher Weise eröffnet. Das ist aber keineswegs der Fall, vielmehr sieht er in der Sklaverei und Leibeigenschaft Institutionen, die mit seiner Theorie vollständig vereinbar sind. Im Gegensatz hierzu ist es freilich sehr konsequent, wenn er der Obrigkeit, die er von Gott herleitet, weniger die Aufgabe zuschreibt, die Unterthanen auf den rechten Weg zur Gottähnlichkeit zu leiten, als vielmehr die Pflicht, darauf zu achten, dafs dieselben nicht „zu tief aus den Schranken der Menschheit herausfallen". „Das Regiment ist gleichsam der Vormund seiner unverständigen Unterthanen", wie Justi es ausdrückt.[1])

Auch der Frage, ob nicht allein der Gottähnlichste zum Herrscherberuf zugelassen werden sollte, tritt unser Gelehrter nicht näher, es ist ihm vielleicht kaum eingefallen, dafs derselbe mit dem Kaiser nicht immer identisch zu sein brauchte. Da wir aber annehmen müssen, dafs eine solche Behauptung der Überzeugung Becher's nicht entsprochen hätte, so werden wir uns um so weniger wundern dürfen, wenn er solche Fragen, die ihm schon ihres rein theoretischen Charakters wegen unsympathisch waren, unerörtert läfst.

Ist die Existenzberechtigung der Obrigkeit als einer von Gott eingesetzten Institution gerettet, so beginnt Becher mit dem ihm eigenen Freimut, ihr ihre Pflichten und Rechte zuzuweisen, nachdem er vorher einer eingehenden Untersuchung unterzogen hat, welche Regierungsform am geeignetsten sei, ein Volk auf einen möglichst hohen Grad von „Menschheit" zu erheben. Alle Regierungsformen läfst er dabei Revue passieren, die geistliche, die monarchische, die aristokratische, die demokratische und die gemischte. Der Mangel einer Erbfolge in der geistlichen Regierung verleitet die Herrscher zu sehr, lediglich ihrem persönlichen Interesse zu dienen, das, wie wir gehört haben, nicht immer das Interesse ihres Landes ist. Ihr persönliches Interesse freilich macht sie zum Kriege wenig geneigt, ein Vorzug, der wiederum weltlichen Herrschern abgeht. Als weitere Vorzüge der mangelnden Erbfolge lassen sich noch geltend machen, dafs Hafs und Mifsgunst nicht vererbt werden können, ebensowenig wie Gesetz und Rechte. „Weltliche Herren

[1]) Staatswirtschaft, Leipzig 1757, § 121.

müssen ihr Parol halten, und können vor ihre Nachkommen gutsprechen.“ Schliefslich scheint die Geistlichkeit zur Regierung geeignet, weil sie über dem Gesetz steht und in einer Person Papst und Kaiser darstellen kann.

Die monarchische Regierung hat den Übelstand, dafs sie eben monarchisch ist, dafs das Wohl und Wehe der Unterthanen nur dem Willen eines Einzelnen unterworfen ist, und dafs der Wille dieses Einzelnen genügt, die Unterthanen „öffters in grosse Noth, Armuth und blutige Krieg“ zu bringen, „wegen der Monarchen öffterer ohnersättlicher Begierd, ihr Land zu erweitern, Unverstand, Faulheit, Luxurien, Succession-Streit, und kurzem Leben, dadurch die Unterthanen kaum dreyssig Jahr eine beständige Regirung haben, und meistentheils den Hoffbedienten, und Räthen, Vicarys, Hoffschrantzen, und Favoriten unterworffen seynd.“ [1]) Viel besser sind da schon die Bürger einer Republik daran, einer Regierungsform, die, wie Becher besonders zu bemerken nicht unterläfst, auch in der Heiligen Schrift ihre „Exempel und Gründe“ hat. Sie sichert ein beständiges Regiment „dann die Glieder dieser Regierung nie alle auff einmahl absterben können.“ [2]) Dem Parteiwesen, der Korruption und den Rangstreitigkeiten öffnen die Republiken freilich Thür und Thore, trotzdem aber pflegen sie insgemein doch besser zu florieren, „als die Länder, welche durch absolute Herren regiert werden“. [3])

Der gröfsten Beliebtheit erfreut sich die gemischte Regierung, der sich auch das heilige römische Reich bedient. In demselben repräsentiert der Kaiser das monarchische, die acht Kurfürsten das aristokratische und die Fürsten, Stände und Städte das demokratische Element. Das aristokratische Element ist berufen, „der groffen Fürsten und Herren und in der Regirung excedirende Gemüther im Zaum zu halten,“ [4]) andererseits aber auch als Vermittler zwischen Herren und Unterthanen zu dienen, die sie „in einer Bilantz zu

[1]) Politischer Discurs, 1688, S. 14.

[2]) Politischer Discurs, 1688, S. 15. So findet auch Serra einen Vorzug der venetianischen Regierung vor anderen darin, dafs sie aus 150 Senatoren bestände, die nicht alle auf einmal absterben könnten. „So bleibt in der Handelspolitik eine gewisse Gleichheit oder Standhaftigkeit, welche an anderen Orten vermifst wird.“ Schwarzkopf, Beiträge zur Geschichte der nationalökonomischen Studien in Italien im 17. und 18. Jahrhundert, S. 8.

[3]) Politischer Discurs, 1688, S. 15.

[4]) Politischer Discurs, 1688, S. 15.

halten" haben. Hieraus erwächst aber ein Mangel auch dieser Regierungsform, denn die Aristokratie braucht nur ihre Pflicht zu verletzen, um mit König und Unterthanen in Konflikt zu geraten. Frankreich, England und Polen bieten dafür genugsam Beispiele. Der gemischten Regierung erkennt auch Becher die Palme zu, doch nur, wenn sie „in Superlativo Monarchisch, — in Comparativo Aristocratisch und in Positivo Demokratisch" [1]) ist. Wir müssen unserem Gelehrten dankbar sein, dafs er uns seine Ansicht klarer dargelegt hat und die Regierung für sein Ideal erklärt, „welche ein Weltliches Haupt, das eine Succession hat, zur Regirung habe, und dass diesem beigefügt werden Land-Stände, welche solches obligiren, und in terminis et mutua obligatione halten, drittens, dass die Land-Stände dem gemeinen Land, Bürgern, Baurn, und deren Ausschuss obligirt seynd Rechnung geben, auff- und abgesetzt werden können." [2])

Die höchste Macht soll freilich immer in die Hand des Regenten gelegt sein, von dem Becher es nicht für unnütz hält, ein Ideal in ausgeführten Zügen zu entwerfen. [3])

Eine ganze Reihe guter Ratschläge belehren den Fürsten, welcher Tugenden er sich vornehmlich zu befleifsigen hat. Er soll Ordnung halten, „nicht Brieff schreiben, wann man in die Kirchen gehen, nicht jagen, wann man zu Rath sitzen, nicht spielen, wann man Audientz geben, nicht arbeiten, wann man essen soll." Er mufs wissen, „dafs er nit alles weifs, aber er mufs so viel wissen, dafs er etwas weifs, und mehr ein Decisor votorum, als Ja Herr seyn." [4]) Im ganzen gilt bei den Regenten als Regel: medio tutissimus ibis, er sei nicht zu fleifsig aber auch nicht zu faul, denn er wird gut bezahlt. Er sei nicht zu vergefslich und nicht zu nachtragend, nicht zu ungläubig und nicht zu leichtgläubig, nicht zu hochmütig und nicht zu herablassend. Den Unterthanen gewähre er seinen persönlichen Verkehr, denn je mehr Zutritt diese zum Fürsten haben, um so behutsamer müssen die Minister gehen. Er sei auch nicht zu sparsam und nicht zu verschwenderisch. [5])

---

[1]) Politischer Discurs, 1688, S. 19.

[2]) Politischer Discurs, 1688, S. 19. Namentlich in diesen Ausführungen scheint Becher durch das de la Court'sche Buch beeinflufst zu sein.

[3]) In der ersten Auflage sind diese und die folgenden Ausführungen noch nicht enthalten. Solche Verhaltungsmafsregeln für die Fürsten sind an sich namentlich bei den deutschen Volkswirten des 16. und 17. Jahrhunderts häufig.

[4]) Politischer Discurs, 1688, S. 21 f.

[5]) „Ist der Regent ein Jäger, so tragen die Jäger, ist er ein Comödiant, so tragen die Comödianten, ist er ein Narr, so tragen die Schalcks-Narren güldene

sondern wisse genau, welche Lasten sein Land zu tragen vermag. Danach richte er seine Ausgaben ein. Grofse Bauten und Hofhaltungen bilden den Hauptanreiz zur Verschwendung der Regenten. Ein guter Fürst jedoch verthut die Steuern nicht „mit Fressen, Sauffen, Comödien, Jagen und andern Wollüsten," sondern legt sie so an, „dafs die Unterthanen mercken und spüren, dass es zu ihrem Nutzen angewendet ist". [1]) Er bete auch nicht zu viel noch zu wenig, und wenn er in die Kirche geht, so geschehe es nicht um der Musik willen. Kurz er halte sich in allem so, dafs er jederzeit sein Herz offenbaren könnte; als höchste Tugenden aber zieren ihn Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, aber auch sie nur mit Mafs.

Hat der Fürst so die eigene Person mit allen Vorzügen seines Standes ausgerüstet, so achte er auf seine Diener, dafs sie tüchtig und ihren Ämtern gewachsen seien. Es ist aber allezeit ratsam, wenn sie mit ihm einer Religion sind, denn wie kann ein Diener seinen Herrn lieben, „den er, weil er widriger Religion ist, glaubet, dafs er in die Höll komme, und selber, krafft seiner Religion verdammet." [2]) Überhaupt darf die Liebe und der Diensteifer der Diener gegenüber dem Fürsten keinen äufseren Einflüssen unterworfen sein. Deshalb hat der Regent auch, ehe er einen Unterthan in seinen Dienst stellt, genau darauf zu achten, ob derselbe nicht daheim seinem Weibe gehorchen muss. Ebenso soll der Herr gegen seine Diener „kein andere Lieb, Geneigenheit und Affecten haben, als die von nützlichen Diensten herrühret". [3]) Diener, die sich selbst Herrn dünken, schaden den Fürsten nur, indem sie seine Unterthanen gegen ihn aufbringen. Ein rebellierender Unterthan ist aber gefährlicher als zehn ausländische Feinde, und zu welchem Ende es führen kann, beweisen Spanien und Österreich, die, um solcher Ursache willen, die Niederlande und die Schweiz verloren haben.

Der Regent vergesse nie, dafs er der erste Diener seiner Unterthanen ist, die er zu mehren und zu bereichern hat. Es geschieht das auch keineswegs ohne seinen Privatnutzen, denn, „wo die Unterthanen wohl stehen, der Landesfürst in gleichem wohl stehen mufs".

Sehr interessant ist es, wie Becher sich das Verhältnis der Unterthanen zu ihrem Fürsten denkt. Da der einzige Zweck der

---

Ketten, Gnaden-Pfennig. Der Regent muss gerad durchgehen, die Tugend belohnen, das Laster lassen." Politischer Discurs. 1688. S. 25.

[1]) Politischer Discurs, 1688, S. 36.

[2]) Politischer Discurs, 1688. S. 30.

[3]) Politischer Discurs, 1688, S. 31.

Obrigkeit darin besteht, die Unterthanen auf einen möglichst hohen Grad von „Menschheit" emporzuheben, so hat sie ihre Existenzberechtigung natürlich verloren, sobald sie diesen Zweck nicht erfüllt. Es ist also ganz konsequent, wenn Becher eine so ungeratene Obrigkeit einfach des Anspruchs auf den Gehorsam ihrer Unterthanen für verlustig erklärt. Damit begiebt er sich aber wiederum auf so gefährliches Gebiet, dafs man sich nicht wundern darf, wenn er im Bestreben, diese Behauptung jeder unliebsamen Mifsdeutung zu entziehen, sie so verklausuliert, dafs sie schliefslich als überhaupt nicht ausgesprochen gelten kann. Bezeichnet er diese Frage doch selbst als eine, deren Entscheidung „gemeiniglich in scyllâ oder charybdi anstöffet, dann gibt man der Obrigkeit Recht, so erheben sie sich bald in Tyranney, gibt man den Unterthanen Gleich, so ist ihnen leicht zur Rebellion zu pfeiffen." [1])

Es bleibt ihm keineswegs verborgen, dafs die soziale Stellung, in der sich z. B. die Leibeigenen befanden, durchaus nicht mit der Glückseligkeit in Einklang zu bringen ist, als deren Förderer die Obrigkeit berufen worden. Er rät defshalb allen Unterthanen, die sich von ihrer Obrigkeit bedrückt glauben, zu falscher Religion gezwungen, oder in Armut, Krieg und Unruhe gebracht sehen, auszuwandern. Zwingt man sie als Leibeigene dazubleiben, „so sollen sie alsdann, wann sie sich nit wehren können, dennoch dem Bösen nicht folgen, sondern viel lieber mit Gut und Blut solches leyden, und vor eine Straffe von GOtt auffnehmen, dafalls sie sich aber wehren können, mögen sie zwar solches thun, doch nicht weiter, als biss sie ihre Obrigkeit wieder von dem bösen Vornehmen in ihr vorig Ampt gebracht." [2])

Welche Mittel einem wehrlosen Volk gegen schlechte Fürsten zu Gebote standen, ist in den Zeiten der absoluten Monarchie von menschenfreundlichen Volkswirten oft erörtert worden, ohne dafs man dabei über den für schollenpflichtige Leibeigene wenig tröstlichen Rat der Auswanderung hinauskam. Auch Luther will den aufständischen Bauern, die in den Evangelien keine Begründung der Leibeigenschaft zu finden vermochten, auf Grund von Mathäus, Kapitel 10 Vers 23 ff. nur die Auswanderung gestatten, falls das bereits von Augustin empfohlene Mittel des „tot beten" nicht fruchte. [3])

[1]) Politischer Discurs, 1688, S. 44.

[2]) Politischer Discurs, 1688, S. 45.

[3]) Roscher a. a. O. S. 70.

Justi, der in der Blütezeit des Absolutismus lebte, geht freilich nicht einmal so weit. Er meint, in solchen Fällen sollten die obersten Staatsbedienten, „die hierzu als Unterthan und Diener des Staats gedoppelte Verbindlichkeiten haben, alle Nebenabsichten und zeitlichen Vortheile bey Seite setzen, und das Herz fassen, wider nachtheilige Unternehmungen beweglich, überzeugend und nachdrücklich, jedoch ehrerbiethig zu reden, wenn sie anders als rechtschaffene Männer verfahren wollten.“ [1]) Man sollte eine solche Sprache auch von Becher erwarten, nach dessen Auffassung der Obrigkeit, als ursprünglich von Gott, jeder Widerstand gegen dieselbe als eine Wiedersetzlichkeit gegen diesen erscheinen mufs. Er scheint sich dessen auch bewufst geworden zu sein, und schränkt demgemäfs das den Unterthanen verliehene Recht der Rebellion gebührend ein. Da kein Volk seinen eigenen Regenten zur Rechenschaft ziehen und richten darf, so mufs das Urteil, wenn dasselbe ein Recht zur Empörung hat, den Nachbarn oder anderen Unparteiischen überlassen bleiben. [2])

Wird man dieser Unparteilichkeit der „Nachbarn“ ohnehin kein allzugrofses Vertrauen entgegenbringen dürfen, so wird dieselbe noch zweifelhafter, wenn man hört, dafs Becher jedem Fürsten gestattet, ein Land ohne weiteres zu annektieren, dessen Volk er schlecht regiert glaubt. Unser Gelehrter mochte wohl gefühlt haben, wie praktisch undurchführbar diese volksfreundlichen Theorieen seien, und dafs die Bedrückten kaum auf eine Verbesserung ihrer Lage rechnen durften, wenn sie dieselbe von seinen Vorschlägen erwarteten. Darum spendet er wenigstens Trost, wo die Kraft zu helfen ihm versagt, und prophezeit den ganzen Zorn des Himmels auf das Haupt der Fürsten herab, die ihr Volk in Not und Drangsal bringen. Zu wahrhaft poetischem Schwunge erhebt sich seine Sprache, wenn er die Unterdrücker der Rache des Himmels versichert. Es thun diejenigen „Regenten über die mafsen übel,“ ruft er aus, „ja sie begeben sich all ihrer Gewalt, welche nur ihrer Unterthanen, als des Viehes zu ihrem privat Nutzen geniefsen, aber auff ihrer Unterthanen Heil weder zeitliche, noch ewige Wohlfart nicht einmahl gedencken, sondern sie darzu noch darvon bringen, also verfolgen, ausssaugen, und pressen, dafs sie in Gottlosigkeit, Verzweiffelung, Armuth, und Elend gerathen, endlich von Hauss und Hoff mit Weib, und Kind lauffen, oder zu Hauss sterben, und verderben müssen, und ob gleich manchsmahl die Unter-

---

[1]) Staatswirtschaft I § 345.

[2]) Politischer Discurs, 1688. S. 45.

thanen wegen zu grofser Gewalt ihrer Obern solches nicht rächen, noch straffen, noch sich befreyen können, so bleibt doch die ewige Straff solchen Regenten nicht auss, und kan den Seufftzern, und Thränen der armen Unterthanen, und ihrer Kinder, so sie gen Himmel schicken, der Weg nit versperret werden, sondern sie gehen hinauff, vermehren sich, und fallen dann als ein Platzregen und gewaltiger Hagel einmahl unversehens auff dergleichen Regenten, dafs sie zeitlich und ewig darunter untergehen." [1])

Wir haben gehört, welches Amt Becher der Obrigkeit vornehmlich zuweist. Es besteht nicht nur in „Contributionen, Steuren, Zöllen und dergleichen Beneficien", sondern in der Sorge für „der Unterthanen ewiges und zeitliches Heil und Wohlfahrt".

Sie hat die Unterthanen „in der Menschheit, in der Glückseligkeit, und in den Gesetzen der Natur zu erhalten, damit sie dem Ebenbild Gottes gleich bleiben, und durch ihre excess darinnen weder zu Teuffeln noch Bestien werden". [2]) Es ist bereits darauf hingewiesen, dafs unser Gelehrter die Konsequenzen dieser Lehre nicht zieht, und in der Leibeigenschaft durchaus keinen Widerspruch zu den fünf natürlichen Gesetzen findet, die darauf beruhen, dafs der Mensch Gott erkennt, dafs er tugendhaft ist, dafs er etwas weifs, etwas hat und dafs er lebt.

Um die Leibeigenschaft mit diesen Forderungen in Einklang zu bringen, bedarf es einer möglichst milden Definition derselben, um die Becher auch nicht verlegen ist. Dabei macht er den feinen Unterschied zwischen einer christlichen und einer heidnischen Leibeigenschaft, und läfst die menschenfreundliche Tendenz der ersteren der Grausamkeit der letzteren gegenüber auf das vorteilhafteste kontrastieren. Denn diese „ist anders nichts, als eine unbestürtzte tyrannische Gefangenschafft gäntzlich wider die Gesetze der Natur streitend, die Christliche aber ist, wann ein Bauer in einem Dorff ist, allda aufferzogen, und seinen Feldbau, oder ander Einkommen hat, da sag ich, wann er Christlich gehalten wird, dass er schuldig seye dazubleiben, und keine Neuerung zu machen, angesehen, man einen in den Gesetzen der Natur zu halten wol zwingen kan, dieweil man einen, wann er darwider sündiget, billiger weiss straffen kan." [3])

Materiell und formell eine Definition, die weiter keiner Kritik be-

[1]) Politischer Discurs. 1688. S. 46 f.

[2]) Politischer Discurs. 1688. S. 47.

[3]) Politischer Discurs. 1688. S. 45 f.

darf. Dabei lebte Becher in einer Zeit, in der die Reaktion nach den Bauernkriegen ihren Triumph gefeiert hatte![1]) Werden wir auch keineswegs erwarten dürfen, dafs die Volkswirte für eine Abschaffung der Leibeigenschaft eintraten, als dieselbe wirtschaftlich noch nicht durchführbar war, so mufs es uns doch Wunder nehmen, dafs sie dort, wo sie rein theoretisch den Staat konstruieren, mit keinem Wort der Unvollkommenheit einer solchen Einrichtung gedenken.

Becher steht hier durchaus nicht allein. In Holland herrschte sogar die Ansicht[2]), dafs die Sklaverei etwas durchaus Natürliches sei, man suchte sogar zu beweisen, dafs sie nach göttlichem Rechte erlaubt sei.[3]) In Deutschland vertritt diese Ansicht in jener Zeit auch Pufendorf, wenn auch nicht so schroff.

Kein Fürst, und mag er noch so sehr dem Ideal Becher's entsprechen, ist imstande, seine gewaltige Aufgabe, die Menschheit ihrer verlorenen Gottähnlichkeit wieder teilhaft zu machen, allein durchzuführen. Darum soll er sich fünf Kollegien an die Seite stellen „nach Art der fünff Puncten menschlicher Glückseligkeit“,[4]) deren jedem die Pflege je eines der zur Glückseligkeit notwendigen Stücke obliegen soll. Das erste „collegium spirituale“ hat über die Reinheit der kirchlichen Lehre, über die beim Gottesdienst üblichen Bräuche und Ceremonieen zu wachen, Acht zu geben auf den Wandel der Geistlichen, die Pflege der Kirchengüter[5]) und der Armen. Er teilt dieses Kollegium in vier Klassen ein, wobei er dem „consistorium casus conscientiae“ einschärft, nicht zu „scrupulös“ zu sein und der „Inquisition“ keine Hexen zu machen, wo keine sind.[6]) Überhaupt soll die Inquisition nicht nur Acht geben, dafs die Leute den rechten Glauben haben, sondern auch, dafs sie in diesem Glauben leben, „dann was ist vor ein Unterscheid, ob ich einem mit meiner Religion,

---

[1]) Roscher a. a. O., S. 122.

[2]) Bei Grotius, Boxhorn und anderen.

[3]) Laspeyres a. a. O. S. 111.

[4]) Politischer Discurs, 1688, S. 47.

[5]) Doch lasse man „die Kirchen-Güter nimmermehr über die Bürgerliche Güter wachsen.“ „Dann die viele Clöster und Christliche Beneficia derselben Verderben seyn.“ Politischer Discurs, 1688, S. 49 f.

[6]) Auch in der „Psychosophia“. 1707. S. 145, eifert Becher gegen die Hexenverbrennung, da es überhaupt keine Hexen gäbe, soweit ihre Kunst gegen die Natur gehe. — Diese Grenze ist aber für Becher eine so weite, dafs wir ihn vom Hexenglauben trotzdem nicht freisprechen können.

oder mit meinem Leben ärgere?"[1]) Vom Glaubenszwang will Becher nichts wissen, obgleich er es für die gröfste Sicherheit eines Staates hält, wenn das ganze Volk eine Religion und eine Sprache hat.

Auch das „collegium morale" umfafst vier Unterabteilungen, von denen der ersten die Inspektion der Sitten obliegt, während die zweite die Normen festzustellen hat, die beim Umgang der Menschen untereinander gelten sollen. Die dritte hat zu wachen, dafs keine Vermischung der Stände stattfindet, und die vierte entspricht der Inquisition des ersten Kollegiums, indem ihr das iudicium morale zufällt.[2])

Den vier Klassen des „collegium doctrinale" hat die Erziehung und das gesamte Unterrichtswesen am Herzen zu liegen. Dem „collegium civile" fallen die wirtschaftlichen Aufgaben im eigentlichen Sinne zu, während schliefslich das „collegium vitale" die Justiz auszuüben[3]), sowie die Vorkehrungen zur Wahrung der Gesundheit der Unterthanen und der Sicherheit des Landes zu treffen hat.

Auch diese beiden letzten Collegia zerfallen in je vier Unterabteilungen, die häufig untereinander und mit den anderen Collegiis Rates pflegen sollen, damit sie sich ihres gemeinsamen Zieles bewufst bleiben und nicht das eine auf Kosten des anderen demselben zuzustreben suche.

Die Befugnisse dieser, den fünf natürlichen Gesetzen entsprechenden Kollegien erstrecken sich viel weiter, als etwa die unserer modernen Ministerien, indem Becher ihnen, ganz im Sinne seines Zeitalters eine beaufsichtigende Thätigkeit bis in die intimsten Verhältnisse der Familie zuweist. Das alles aber nur zum Wohle der Unterthanen, die von der Obrigkeit auf den Pfad der Tugend geleitet werden müssen, wo eigene Kurzsichtigkeit ihnen denselben verschliefst. Wie sehr das Wohl des Volkes stets das Prinzip bildet,

---

[1]) Politischer Discurs, 1688. S. 51. In der „Psychosophia", 1707. S. 42. eifert Becher gegen die Christen, die ärger lebten als Heiden, Türken und Juden, „denn des Leibes warten sie also, dafs sie ihn wie ein Schwein mästen, auch sich ihrer viel zu Narren oder todt sauffen, ist auch ihr eintzige Sorg, den Bauch zu versorgen, derentwegen meistenteils toll, voll. In den Kleidern wissen sie nicht Übermuth genug zu gebrauchen, noch närrische, üppige Moden auszufinden u. s. w."

[2]) Es würde wohl den Intentionen Becher's entsprechen, wenn auch die Verleihung des Adels dem collegium morale obläge, da man denselben nur durch Tugend sollte verdienen können, während nun „Scharfrichter und Juden" geadelt würden. Psychosophia, 1707. S. 62.

[3]) Becher ist energischer Gegner der Folter. Psychosophia, 1707. S. 286.

von dem er alle Mafsnahmen der Regierung geleitet wissen will, erkennen wir erst, wenn wir hören, dafs er die Obrigkeit direkt als Dienerin der Gemeinde bezeichnet. Man vergesse dabei nicht, dafs er im Zeitalter eines Ludwig XIV. schrieb, dessen stolzes „l'état c'est moi“ in manchem deutschen Duodezfürstenherzen einen verstohlenen Wiederhall fand. Die Obrigkeit ist der Gemeinde wegen da, sagt er, nicht die Gemeinde der Obrigkeit wegen, und wenn die Gemeinde in zwei Arten von Menschen zerfällt, in solche, welche ihr dienen, und solche, „welche die societatem civilem essentialiter constituiren“, so gehört die Obrigkeit zu den Dienern der Gemeinde, neben den Geistlichen, Gelehrten, Ärzten, Apothekern, Barbierern, Badern und Soldaten, eine Zusammenstellung die Zincke noch nach hundert Jahren nicht „gar zu anständig und passend“ fand. Der Obrigkeit als dem ersten Diener des Staates schärft Becher vor allem drei Haupt-Staatsregeln ein, die den Kern seiner ganzen politischen Weisheit bilden. Sie sorge erstens für eine reiche Bevölkerung, zweitens, dafs dieselbe reichliche Nahrung habe, und drittens, wodurch letzteres am leichtesten erreicht wird, dafs sich Gemeinden bilden. In diesen mufs Arbeitsteilung herrschen, damit alle leben und zusammen gehören können. „Volckreiche nahrhaffte Gemein, in diesen dreyen Worten bestehet das gantze Auffnehmen der Unterthanen,“ und als eine volkreiche, nahrhafte Gemeinde definiert er auch kurzweg eine Stadt. [1])

Diese drei Kräfte denkt Becher sich in steter Wechselwirkung, denn wie „die Volckreichmachung auss der Nahrung eines Orts quillet, also entspringet die Nahrung auss der Gemeind.“ [2])

Es mag schon hier hervorgehoben werden, dafs Becher keineswegs den Irrtum vieler Merkantilisten teilt, denen eine möglichste Vermehrung des Volkes unter allen Umständen wünschenswert erscheint. Einer proletarischen Volksvermehrung tritt er energisch entgegen. Nur wo die Bedingung der Nahrung erfüllt ist, findet er sich bereit, selbst Bettler und Sklaven aus der Fremde in das Land zu ziehen. Die sechs Arten aber, auf die ein Mensch sich ernähren kann, bestehen im Feldbau, im Handel, im Handwerk, im Studium, im Dienst als Beamter, im Soldatendienst und schliefslich darin, dafs man entweder durch Erbschaft, Heirat oder Gewinn genug errungen hat, um ein Kapital auf Renten legen und davon leben zu können.

Die Gemeinde im engeren Sinne zerfällt in drei Stände, den der

---

[1]) Politischer Discurs, 1688, S. 3.

[2]) Politischer Discurs, 1688, S. 3.

Bauern, der Handwerker und der Kaufleute, die untereinander zu vermischen ganz wider ihre Natur wäre, „dann gleich wie dieses elende Handwercks-Leut seind, die auff ein ungewisses, nemlich ohnbestellte Arbeit machen, hernach solche wohl ein Jahr auff dem Laden haben, ehe sie es, und bissweilen auss Noth umb halb Geld verkauffen, oder im Land herumb von einem Jahrmarckt zum andern damit lauffen, und mehr Reyffgeld verzehren, als sie lösen; also wären das auch unglückseelige Bauren, wann sie ihre Feldarbeit müfsten stehen lassen, und ihre Noththürfftigkeit im Handwereckswesen, selbsten zu Haufs arbeiten, ja wie langsame schlechte Kauff-Leut wären dieses, wann sie nichts zu verkauffen hätten, als was sie selbsten gemacht und gezeugt".[1]) Die Stände müssen auch stets in richtiger Proportion stehen, was leider nur zu häufig nicht der Fall ist.

Im Gegensatz zu Justi, der den Adel den „Kern" einer Nation nennt und die Ansicht vertritt, dafs er „zu dem Aufnehmen des Nahrungsstandes gar viel beiträgt" hält Becher die Edelleute für einen recht entbehrlichen Bestandteil der menschlichen Gesellschaft. Denn abgesehen davon, dafs sie in einem nach seinen Ideen konstruierten Staat nichts weniger als unentbehrlich sind, sucht er ihnen auch, wo er kann, etwas anzuhängen. Er schreibt z. B.: „so ist bekandt, dafs dieselbe per se nicht arbeiten, wäre ihnen auch eine Schandt[2]), müssen derohalben von den Bauren ernehrt werden, diese Edelleut bringen kein Gelt ins Land, sondern nehmens von den Bauren, schickens vor Kleyder in die Frembde, oder verthuns selbsten darauss, oder legens in Kisten, und dieweil sie wenig, oder nichts darmit handeln, aber solches an Orth und Ende legen, wo die Bauren das Interesse zahlen müssen, allda es dann doppel übel lieget, und also nichts wieder darmit ins Land bringen, noch andere Leut darmit verlegen, sind weder sie, noch ihr Geld der Societati Civili viel nütz, noch für nahrhaffte Menschen zu schätzen, dieweil sie selbsten von andern armen Leuten müssen ernehrt werden."[3]) Mag man diese Bitterkeit auch zum Teil aus den schlimmen Erfahrungen erklären, die Becher mit Vertretern dieses Standes gemacht hatte, so wird man sich doch auch nicht verhehlen dürfen, dafs der

[1]) Politischer Discurs, 1688, S. 10.

[2]) Das ist nicht ironisch zu fassen, mufste doch Colbert ein bereits von Richelieu erlassenes Edikt erneuern, das den Handel als eine den Adel nicht entehrende Beschäftigung proklamierte.

[3]) Politischer Discurs 1688 S. 313.

Adel des siebenzehnten Jahrhunderts seine hohe volkswirtschaftliche Mission keineswegs glänzend erfüllte.[1])

Je weniger er aber zur Beglückung seiner Untergebenen beitrug, um so unnützer mufste er einem Mann wie Becher erscheinen, dem die Wohlfahrt gerade der vom Schicksal weniger Hochgestellten am Herzen lag, und der rücksichtslos daran arbeitete, dieselbe zu heben. Im übrigen mochte es zum Trost der Edelleute gereicht haben, dafs Becher den Stand der Geistlichkeit mit wenigen Worten als einen ebenso wenig „nahrhafften" abthut, was natürlich den Gerüchten, er stehe der Religion sehr kaltsinnig gegenüber, nur neuen Vorschub leisten konnte.

Wir werden nun im einzelnen auszuführen haben, wie Becher sich, auf Grund des Satzes, „volckreiche nahrhaffte Gemein", das „Auffnehmen" der Unterthanen dachte.

B. Die Landwirtschaft.

Es ist oft als ein besonderes Verdienst einzelner Merkantilisten hervorgehoben worden, wenn sie in ihren Werken der Landwirtschaft eine hervorragende Stellung einräumten. Ja Roscher geht sogar so weit, von Obrecht, dessen merkantilistische Denkweise sich in seiner eigenen Darstellung der Anschauungen desselben auf das Klarste dokumentiert, zu behaupten, er sei kein „Merkantilist". Obrecht rühmt mit Stobäus: „agriculturam aliarum rerum parentem et nutricem, qua bene habente etiam cetera valeant." Dieser Satz ist für Roscher ausschlaggebend, trotzdem er weifs, dafs Obrecht sich von einem gut getriebenen Ackerbau „grofse Einkünfte" für den

[1]) Dessenungeachtet erscheint es doch einseitig tendenziös, wenn Becher einen Edelmann folgendermafsen schildert: „Ein Cavalier nimmt seinen Namen darvon, dafs er reiten könne, wie Horatius sagt: Nobilis puer nescit haerere equo, darum wird er ein Cavalier genennet; je mehr und besser er nun reiten kann, je besserer Cavalier. Je mehr und besser er fluchen kann, und je weniger er glaubet, je besserer Cavalier, dann glauben ist pfaffisch; je insolventer, unverschämter, zorniger, tyrannischer und vermessener, je besserer Cavalier; je weniger er studirt, und je mehr er nichts als Schwören und Lügen weifs, je besserer Cavalier; je weniger Treu und Glauben, je besserer Cavalier; je mehr er sauffen, fressen, spielen, tantzen, huren und dominiren kann, je besserer Cavalier; je mehr er schachern, je mehr er die Unterthanen beschweren, schären und schinden kann, durch Krieg, Raub, Morden, Sengen und Brennen anderen das Ihrige nehmen kann, je besserer Cavalier und solche lassen keinen andern neben sich passiren, als von solcher Qualität." Psychosophia, 1707, S. 60 ff.

Fiskus versprach. Als ob nicht jeder Staatsmann, welchen wirtschaftlichen Anschauungen er auch immer huldigen mochte, den Ackerbau in einer Zeit der nationalen Abschliefsung, für die Grundlage aller Volkswirtschaft halten mufste. Weit davon entfernt also uns darüber zu wundern, dafs einzelne Schriftsteller diesen Punkt besonders hervorheben, müssen wir vielmehr bei denen, die es nicht thun, annehmen, sie ständen stillschweigend ganz auf demselben Standpunkt. Wie hätten sie mit allen Kräften für die Vermehrung des Volkes eintreten können, wenn sie die Bedingungen der Volksernährung ruhig der Vernachlässigung anheimgeben wollten. Wäre es nicht überhaupt müfsig, sich mit den volkswirtschaftlichen Anschauungen von Leuten, wie Seckendorff, Botero, Ossa und anderen zu beschäftigen, bei denen wir die Erkenntnis eines Malthus bereits in voller Klarheit finden, wenn wir von ihnen annehmen wollten, sie suchten das Heil eines Staates in der Volksvermehrung, ohne sich um die Volksernährung zu kümmern? Dann müfsten wir allerdings glauben, die Merkantilisten wären der Ansicht gewesen, man könne sich von Gold nähren und mit Silber kleiden.

Auch Becher ist die Ehre zu Teil geworden für einen besonders einsichtigen Merkantilisten gehalten zu werden, weil er die Landwirtschaft in seinen Werken nicht vernachlässigt hat.

In der That räumt er unter den verschiedenen Arten der Nahrung dem Feldbau den ersten Rang ein. Er thut dies aber nur auf Grund der Hoffnungen, die er an das Gedeihen der Landwirtschaft für den Handel knüpft. Die reichliche Nahrung, die unter seinen Forderungen jederzeit eine hohe Stellung einnimmt, bleibt ihm, wie wir wissen, doch stets nur die Vorbedingung einer gesunden Bevölkerungsvermehrung, und wenn er den Ackerbau fördern, ja schliefslich soweit gehen will, jedem Erdenbürger sein eigenes Stück Land zuzuteilen, wozu die Mutter Erde ja Raum genug biete, so will er es eben nur im Ausblick auf den gesegneten Einflufs, den eine so „leichte Nahrung" auf die Vermehrung der Bevölkerung, damit aber auch auf die Manufakturen und den Handel ausüben müfste. Das sind die Gesichtspunkte, die ihn leiten, das Gedeihen der Landwirtschaft an sich, wenigstens soweit sie den Feldbau betrifft, ist ihm ganz gleichgültig. Seine Einteilung der Bauern in Feldarbeiter, Bergleute und Hirten, bzw. Jäger, sagt uns nicht nur das Nebensächliche, dafs er, seiner Zeit gemäfs, auch den Bergbau in die Landwirtschaft einbegreift, sondern das Wichtigere, dafs er den Bergleuten und Hirten die gleiche Bedeutung zuweist wie den Acker-

bauern. Der Grund dieser Wertschätzung kann uns nicht verborgen bleiben, sind doch die Bergleute nur und die Hirten und Jäger zum Teil die Produzenten der Rohstoffe, die nach der formbildenden Thätigkeit der Handwerker in die Magazine der Kaufleute wandern, um von hier aus womöglich in das Ausland verkauft zu werden und so durch den Erlös an barer Münze das Land des Glückes teilhaft werden zu lassen, das es nur auf diesem Wege zu erreichen vermag. Aber der Bauer ist es nicht nur, der in letzter Linie dem Handel seine Nahrung zuführt, auch die Existenz der beiden anderen Stände ist auf das engste an die seinige geknüpft, denn ein einziger Kaufmann kann die Produkte von hundert Handwerkern verhandeln, die ihm diese Produkte jedoch nicht liefern könnten, wenn nicht hundert Bauern vorher die nötigen Rohstoffe dazu produziert hätten. Was Wunder also, wenn Becher den Bauernstand den ersten, gröfsten und mächtigsten nennt. Er ist „der erste, dieweil er die rohe Materi gibt, welche der Handwercksmann verarbeitet, und der Kauffmann verkaufft: der gröste, dieweil der Bauren am meisten seyn müssen, und, wie gleich vorher gedacht, ein Handwercksmann verarbeiten kan, was ihme hundert Bauren an roher Materi lifferen können: der nöthigste ist er zur Gemeind in der Nahrung, dann ohne des Bauren Arbeit hätte der Handwercksmann kein subjectum zur manufaktur, und ohne diese beyde hätte der Kauffmann nichts zu verhandeln; dafs also der Bauersmann nicht allein das fundament vom Adelstand, sondern auch der Grund von dem Civil-Stand und dessen societät ist.“[1]) Demgemäfs hält Becher auch von einer Stadt nichts, um die herum keine Bauern wohnen, denn ein reger Handelsverkehr zwischen Stadt und Land ist nicht nur höchst erspriefslich, sondern geradezu eine Existenzbedingung für beide Teile. Den ersten Rang, den unser Gelehrter den Bauern unter den drei Ständen anweist, macht er ihnen an anderer Stelle freilich selbst wieder streitig, indem er denselben dort den guten Kaufleuten einräumt, die er als die Grundsäulen der drei Stände bezeichnet, weil von ihnen der Bauer, von diesem der Edelmann, von diesem der Fürst und von allen diesen wieder der Kaufmann lebe. [2]) Dieser circulus vitiosus, der sehr wohl auch vom

---

[1]) Politischer Discurs, 1688, S. 6.

[2]) Ähnlich auch im „Politischen Discurs“, 1688, S. 302: „So ligt die eintzige Consumption dieser dreyen Ständen, und also alle ihre Nahrung allein an dem Kaufmann: dann von diesem lebt der Handwercksmann, und von demselben der Baur.“

Handwerksmann seinen Ausgangspunkt nehmen könnte, löst sich Becher schliefslich in der Erkenntnis auf, dafs es die Konsumtion ist, welche die drei Stände erhält, sie aneinander bindet und sie voneinander leben macht. „Die Consumption ist ihre Seel.“ [1])

Je mehr die hohe Bedeutung, die Becher den Bauern und Kaufleuten zuschreibt, mit dem Grunderfordernis seiner volkswirtschaftlichen Weisheit „volckreiche, nahrhaffte Gemein“ in Einklang steht, um so weniger harmoniert sie, bezüglich der Bauern mit der sozialen Stellung, die denselben im siebenzehnten Jahrhundert noch angewiesen war.

Dieser Kontrast scheint unserem Autor gar nicht zum Bewufstsein gekommen zu sein, wenigstens haben wir gehört, dafs er in der Leibeigenschaft eine durchaus berechtigte Institution sah. Mag sie das auch in der That gewesen sein, so sollte man doch nach der Glückseligkeitstheorie Becher's erwarten, er werde für Hebung der Volksbildung eintreten, um auf solcher Grundlage die Aussicht auf seinen Theorieen mehr entsprechende praktische Verhältnisse zu eröffnen. Aber nichts von alledem. Im Gegenteil, er will sogar Sklaven einführen, wo immer sich ein Mangel an Bauern fühlbar mache, und der Grundherr gezwungen sei, die Felder teurer durch sein Gesinde bearbeiten zu lassen. Denn Billigkeit der Produktion ist ein Haupterfordernis in der Landwirtschaft, damit der Landmann seine Produkte billig absetzen und dadurch die Populosität vermehren kann.

Um dem Bauern den Absatz seiner Waren unter allen Umständen zu sichern, empfiehlt Becher die Gründung eines „allgemeinen Magazin- und Provianthauses“, das sich zugleich als wirksames Mittel gegen die vielen, in der Landwirtschaft herrschenden Propolia erweisen sollte. Im Umkreise von je 10 Meilen müfste ein solches Magazin stehen, damit es von jedem Bauern ohne grofse Beschwerde erreicht werden könnte. Allhier sollten jährlich von einer Versammlang von Deputierten und Visitatoren die Preise der Waren für das laufende Jahr festgesetzt werden.

Kein Bauer darf weder an das Magazin noch sonst an jemanden Waren anders als um den vereinbarten Satz verkaufen. Er ist nicht verpflichtet, seine Waren im Magazin zu veräufsern; will er es jedoch thun, so mufs dieses ihm den festgesetzten Preis zahlen, wogegen ihm das Recht zusteht, mit bescheidenem Gewinn zu verkaufen, wann und

---

[1]) Politischer Discurs. 1688. S. 102.

wohin es will. Obgleich Becher gestattet, dafs kleine Kapitalien für geringe Interessen im Magazin angelegt werden, ist er doch weit davon entfernt, in diesen Magazinen dem Staat, der natürlich ihre Leitung führt, ein brauchbares Mittel zu Handelsspekulationen in die Hand zu geben. Sie dienen vielmehr lediglich dem Zweck, den Bauern den Absatz ihrer Waren und dem Lande auch in Jahren der Mifsernte einen reichen Vorrat an Lebensmitteln zu sichern, der eine Teuerung zur Unmöglichkeit machen würde.[1])

Alle Magazinstädte sollen untereinander und mit der Hauptmagazinstadt in Korrespondenz stehen, damit die Obrigkeit stets weiss, „wie reich gedachte Städte an Vorrath seyn, und wie das gemeine Landwesen stehe". [2])

Es sind dieses keineswegs originelle Gedanken Becher's. Das Institut der Landmagazine und der obrigkeitlichen Taxen waren schon seit lange ein Gegenstand volkswirtschaftlicher Erörterungen und spielten ja noch in der Wirtschaftspolitik Friedrichs des Grofsen eine Rolle.

Der Einführung neuer Kulturen wandte Becher das lebhafteste Interesse zu, das er auch vielfach praktisch bethätigte. Von Erfolg begleitet waren jedoch nur seine Bemühungen um die Einführung der Kartoffel [3]) in Deutschland, während seine wiederholten Versuche, den Maulbeerbaum und damit die Seidenmanufaktur in seinem Vaterlande heimisch zu machen, an den Verhältnissen scheiterten.

Die Erfindung einer transportablen Sägemühle [4]), welche die Landwirtschaft ihm verdankte, dient mehr dem Gewerbe, dem durch dieselbe ein wichtiges Rohmaterial billig zugeführt wurde. Es sind also seine Verdienste um die Landwirtschaft im engeren Sinne keine grofsen, selbst wenn wir den „klugen Hausvater" als sein Werk anerkennen wollten, der neben zahllosen Ratschlägen, deren ein praktischer Landwirt kaum bedurfte [5]), ebenso zahllose andere enthält, deren

---

[1]) Becher empfiehlt auch die Errichtung eines Reichs-Ärariums, aus welchem dem Lande in der Not geholfen werden könnte.

[2]) Politischer Discurs, 1688, S. 239.

[3]) Närrische Weisheit, 1683, I, Nr. 6, S. 6. „Ich habe die Americanische Putatos oder Erd-Aepffel mit sehr gutem Success in Oesterreich gepflanzet, welche gutes Brodt, Wein und Brandwein geben."

[4]) Närrische Weisheit, 1683, I, Nr. 32, S. 78.

[5]) Wann die verschiedenen Getreide auszusäen und zu ernten seien, wann man Bäume okulieren und beschneiden müsse etc. Ferner enthält er Anweisungen zur Vertilgung von Ungeziefer, Heilung kranker Pflanzen und Tiere etc.

Nichtbefolgung nicht imstande wäre, den Ruin der Landwirtschaft herbeizuführen. [1])

Weit lebhafteres Interesse als dem Ackerbau und der Viehzucht brachte Becher, wie gesagt, dem Bergbau entgegen, in dem er eine rege praktische und wissenschaftliche Thätigkeit entfaltete. Seiner Bemühungen bezüglich des Quecksilberbergwerkes in Österreich, sowie seiner Studienreise nach Schottland in seinen letzten Lebensjahren ist bereits gedacht. Seine chemischen Schriften erweisen durch ihr reiches Material, welche Tüchtigkeit und wie ausgedehnte Kenntnisse er auf diesem Gebiete besafs. Leider hinderten ihn dieseben nicht an den schwindelhaftesten Projekten. Nicht nur, dafs er, wie wir wissen, in der Alchymie praktisch und wissenschaftlich einen Eifer bewies, der gröfserer Erfolge würdig gewesen wäre, er fafste sogar den abenteuerlichen Gedanken, aus Wasser Bausteine herzustellen [2]) und Metalle zu säen, damit sie sich in der Erde vermehrten. [3]) Auf seine zahlreichen Irrtümer auf diesem Gebiete einzugehen, läge aufserhalb der Grenzen dieser Schrift.

C. Das Bevölkerungswesen.[4])

Als die erste Staffel, die zum Gipfel der Volkswohlfahrt emporführt, galt den Merkantilisten eine Politik, die auf eine möglichst grofse Vermehrung der Bevölkerung hinzielte. Und eine so grofse Bedeutung messen sie ihr bei, dafs sie in ihr oft bereits alle Probleme der Volkswirtschaft gelöst finden. Dabei lassen sie den Zusammenhang, der zwischen der Bevölkerung und der Nahrung eines Landes besteht, selten aus dem Auge. Meist freilich wird dieser Zusammenhang dahin gedeutet, dafs eine zahreiche Bevölkerung schon von selbst eine reiche Nahrung nach sich ziehen werde. Anders, aber, wie wir sehen werden, nicht so konsequent, argumentiert Becher. Ihm ist die Nahrung die Angel „wodurch man die Leut

[1]) Rezepte für behexte Tiere, die selbst auf Zauberei beruhen, trotzdem der Verfasser es selten unterläfst, durch ein abschliefsendes „probatum est“ dem Vertrauen auf die Heilkraft derselben noch einen besonderen Anstofs zu geben. Ein Teil enthält ein vollständiges Lehrbuch des Jägerjargon.

[2]) Närrische Weisheit. 1683, I. Nr. 27. S. 63.

[3]) Närrische Weisheit, 1683, I. Nr. 35, S. 83.

[4]) Die Ansichten Becher's über das Bevölkerungswesen behandelt eingehend bereits: Jolles, „Die Ansichten der deutschen nationalökonomischen Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts über Bevölkerungswesen.“ Jena 1886.

herzulocket“. Für eine proletarische Volksvermehrung ist er aber nicht zu haben; „dann viel Leut in einem Land, und keine Nahrung darzu, ist demselben mehr schädlich als nützlich, es macht Müfsiggänger, Dieb, Mörder, Rebellen, Bettler, die ad Societatem Civilem gar nicht gehören, sondern vielmehr tanquam putrida membra davon zu scheiden seynd, dann sie gehören nicht zur Gemein, indem sie solche trennen, und verhindern, dann dieweil die Seele der Gemein in vielen narhafften Menschen bestehet, die Mörder und Rebellen aber die Vielheit der Menschen schwächen, und aus dem Weg räumen, die Müfsiggänger, Dieb und Bettler aber, die Gemein an ihrer Nahrung schwächen, indem jene nichts arbeiten, und diese das verarbeitete der Gemein entziehen, also sind solche Leut freilich nicht zu leyden, und besser, dafs gar keine als eine solche liederliche Gemein in einem Land wäre, dann sie einem Land kein Schandflecken, gleichwie eine nahrhaffte Gemein demselben eine Zierde ist, ich verstehe aber durch die volckreiche nahrhaffte Gemein ehrliche Leut, welche sich ehrlich zu ernehren suchen und können, damit sie in privato ihre Weib und Kinder ehrlich ernehren, und nicht der Gemein über den Halfs schicken, in publico aber ihrer Obrigkeit und Landtsfürsten zur Erhaltung der Regierung, und im Fall der Noth eine Beysteuer geben mögen.“ [1]) Es ist der „civil societät verträglicher, dafs viel mittelmäfsige reiche Leut als nur etliche wenige hauptreiche Monopolisten in ihrer Gemeind seyend, also ist hingegen gedachter Gemeind auch nützlich, wann sie eine gewisse Anzahl mittelmäfsig reicher Leut, als ein übergrofse Mänge Bettler und arme Polypolisten in ihrer Gemeind hat, dann solche Leut — im Fall der Noth oder Belagerung eines Orths, entweder aus Hunger selber rebelliren oder mit Schand dem Feind zugewiesen werden müssen“. Die Nahrung ist aber auch die einzige Bedingung, die B e c h e r an die Volksvermehrung knüpft. Ist sie erfüllt, so ist ihm jedes Mittel zur Förderung der Populosität willkommen. Und wie leicht erfüllt sich diese Bedingung. Ja, B e c h e r hebt sie so gut wie ganz auf, wenn nach seiner Überzeugung eben die Populierung es ist, welche die leichte Nahrung fördert, die ihrerseits wiederum die Populierung verstärkt. So geht es fort in einem ewigen, beständigen Cirkel, indem die Wirkung stets ihre Ursache ablöst. Aber nicht nur das ökonomische Interesse, auch die Machtfrage kommt hier in Betracht, denn je volkreicher eine Stadt ist, je mächtiger ist sie auch, wäh-

---

[1]) Politischer Discurs, 1668, S. 310.

rend volkarme Länder sich nicht verteidigen können und jedem zur Beute werden, der sie befehdet [1]). In diesem Sinne billigt unser Gelehrter sogar das Verbot von Maschinen.

Wo Nahrung vorhanden ist, die aber durch Arbeitermangel gar nicht oder nur mit grofsen Kosten gehoben werden kann, da ist Becher sogar für Einführung von Negersklaven. „Landgut aber, ohne Unterthanen", schreibt er, „bringt Schaden, wenn man durch Gesinde das Feld bauen lassen mufs. Im Königreich Böhmen giebt es Sklaven und Leibeigene, die alles, was sie haben, dem Edelmann geben müssen, darum wundert mich, warum man nicht in Europa den Sklavenhandel zulassen will, da man doch solchen in Amerika gestattet, man könnte ja Mohren genug in Deutschland bringen und sie anstatt der Bauern gebrauchen, solcher gestalt konnte manches Stück leeres Land mit Volk besetzt und bebaut werden, wäre auch den Mohren selbsten wohl. Über dieses giebt es noch in der Türkey viel Christen Sklaven zu kaufen, welche erlöset gerne eine zeitlang vor Bauern arbeiten würden."

Um unseren Gelehrten hier wohl zu verstehen, müssen wir uns dessen erinnern, dafs er mit den Begriffen der Leibeigenschaft und Sklaverei keineswegs die Vorstellung eines menschenunwürdigen Daseins verbindet. Im „Politischen Discurs" schreibt er z. B.: „um die Güter in Deutschland zu bestellen, müssen theuer Gesind unter Kost und Lohn erhalten werden, in Indien, wer nicht selber arbeiten will, mag Sklaven kauffen, welchen er weiters weder Kost noch Lohn giebt, und kan demnach, so die Sach in guter Ordre gestellt ist, ein solcher Sklav täglich eines halben Thalers werth nützen, und thut in seiner Sklaverey weniger Arbeit, ja ist glückseliger als unser Hochteutsches Gesind in ihrer Freiheit". [2]) Aus demselben Grunde will er sogar fremde Bettler in das Land rufen, die in seinem Werkhause dem Staat immer noch grofse Dienste leisten können. Gefährlicher klingt es freilich, wenn er behauptet, dafs Diebe und Mörder nur gehängt werden, weil sie die Nahrung und die Populosität vermindern und daran die Betrachtung knüpft, wie viel vernünftiger es wäre, wenn man sie im Werkhause ihr Vergehen an der Gemeinde wieder gut zu machen zwänge. [3])

Die Gefahr einer Übervölkerung fürchtet Becher nicht, so

---

[1]) Politischer Discurs, 1688, S. 2.

[2]) Vgl. auch Politischer Discurs, 1688, S. 1129.

[3]) Vgl. das im Abschnitt über das Gewerbe hierüber Gesagte.

lange nur eine vernünftige Volkswirtschaft im Lande geführt würde. Die Welt könne noch zehn mal mehr Menschen ernähren als jetzt in ihr lebten.

Wer nach dem Vorhergehenden bei Becher eine hohe Achtung vor den Frauen, denen doch die wichtigste Aufgabe im Völkerleben zufällt, voraussetzen sollte, fände sich bitter enttäuscht. Die Ehe ist ihm zwar eine der wichtigsten Einrichtungen im menschlichen Leben, aber nur um der in derselben zu zeugenden Kinder willen. Gott hat das Weib nur geschaffen, damit Menschen geboren werden und Gesellschaften sich gründen können[1]): sie ist also lediglich Mittel zum Zweck. Dieser Zweck freilich ist ein hoher und heiliger. „So beschwerlich das Sterben ist", schreibt er, „so beschwerlich ist auch das Kinder zeugen. Es sind aber eben dieses die zwei Schulden und Contributionen, die wir in dieser Welt der Natur bezahlen müssen. Mit diesem Beding werden wir gezeuget und kommen in die Welt, dafs wir zeugen sollen." Und an einer anderen Stelle, „willst du aber wissen, wie der Mensch sich wieder verjüngeren könne und was der rechte homuncio Paracelsi sey, so gehe hin, heurathe ein Weib und zeuge Kinder, so wird dein Geschlecht in den Kindern fortgesetzt.[2]) Somit scheint es nur natürlich, wenn er die Monogamie nur nebenbei dadurch stützt, dafs sie „in der heiligen Schrift gegründet ist", für wesentlicher aber ihre „natürliche und politische Ursachen und Rechten" ansieht, „denn das Volk in Europa beiderley Geschlechts ist sehr fruchtbar und hat mancher gemeine Mann ein gantz Dutzend Kinder zu Haufs von einer Frauen, was würde erst seyn, wann er viel hätte. Der Menschen seynd bereits so zuviel, ohne einer so grofsen Menge, so in dem Kriege erschlagen wird und umkommt."[3])

---

[1]) Politischer Discurs, 1688, S. 1. Psychosophia, 1707, S. 107.

[2]) Psychosophia, 1703, S. 256.

[3]) Psychosophia, 1707, S. 272. Der Ausspruch, dafs der Menschen bereits so zuviel sein, ist Roscher („Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland", S. 289) ein Beweis für die Wendung, die Becher's theoretische Anschauungen in seinem Alter genommen hätten, während Jolles (a. a. O. S. 24 f.) in ihm nur beifsende Ironie erblickt. Ich neige entschieden der Ansicht des Letzteren zu, abgesehen davon, dafs alle Ausführungen Becher's, in denen Roscher jene theoretische Wendung zu bemerken glaubt, sich mir sehr wohl mit seinen früher entwickelten Anschauungen zu vertragen scheinen, tritt er in der „Psychosophie" selbst ebenso für möglichste Populosität ein wie im „Politischen Discurs". Dagegen macht sich eine gewisse, wohl verständliche Bitterkeit, die wir in Becher's Schriften begegnen, auch in diesem Werk geltend, und ihr ist wohl auch jene Äusserung zu-

Im Orient, wo ein Mann oft von vielen Frauen nur ein paar Kinder habe, weifs Becher auch gegen die Polygamie nichts anzuführen. Der Prostitution steht er nicht gerade feindlich gegenüber, sondern betrachtet sie als ein notwendiges Übel. Man sollte nur auch die Konsequenzen derselben ziehen und Spitäler für die Lustsiechen bauen, „welches in grofsen Städten nicht wohl zu hindern ist[1]), sowie Findelhäuser, worinnen man die Hurenkinder auferziehet und dadurch das Abtreiben der Frucht und Totschlag der kleinen Kinder verhütet". [2])

All dem gegenüber ist natürlich der Ehestand zu empfehlen, für den Becher eine lange Reihe guter Ratschläge bereit hat, bei denen es an kleinen Seitenhieben auf die Frauen keineswegs mangelt. Es gehört ein guter Teil Verstand und Vorsicht dazu, eine vernünftige Ehe einzugehen. Vor allem achte man darauf, dafs die zu erwählende Gattin von der gleichen Religion, der gleichen Nation und dem gleichen Stande sei. Ehen zwischen Deutschen und Franzosen haben selten einen guten Ausgang. Nicht minder wichtig ist, dafs des Mädchens Tugend makellos sei, sowie dafs sie über Mittel verfüge, falls der Bräutigam allein nicht imstande ist, eine Familie zu ernähren. Von gröfster Wichtigkeit sind schliefslich Gesundheit und passendes Alter der Braut, die allein eine gesunde Nachkommenschaft verbürgen. Alle Ehen, aus welchen Gründen sie immer geschlossen wurden, von denen keine Kinder zu hoffen, sind verwerflich und von der Obrigkeit zu verbieten, der trotz der Pfaffen auch das Recht zustehen soll, unfruchtbare Ehen zu trennen.

---

zuschreiben. Dieselbe wird noch verständlicher, wenn man seine Klagen liest (Psychosophia Nr. 115), wie durch Nichtbeachtung seiner Ratschläge die „Kaiserl. Erblande so heruntergekommen seien, dafs sie meistens ruiniert und nichts als Armut, Not und Elend gemein haben, und noch dazu so viel unglückseliger sein, dafs diejenige, so ihnen helfen sollen, nicht wollen, und die da wollen, nicht sollen, welches dann die gröfseste Strafe ist, die einem Lande widerfahren kann". Behält man im Auge, wie nach Becher Nahrung und Populosität immer in richtigem Verhältnis zu einander stehen sollen, so wird man es begreiflich finden, wenn er angesichts so desolater Wirtschaft, dort bitter über Übervölkerung spottet, wo sonst noch zehnmal mehr Menschen leben könnten.

[1]) Psychosophia, 1707, S. 258.

[2]) Psychosophia, 1707, S. 270. Auf den sittlichen Standpunkt Seckendorff's, der Bastarde und Findlinge aus Sittlichkeitsgründen nicht in die Kinderhäuser aufgenommen wissen wollte, konnte Becher sich nicht erheben. Man darf ihm das in einer Zeit, in der noch ganz andere Ratschläge als die seinigen in die Praxis umgesetzt wurden, nicht verargen.

Dafs übrigens die Becher'sche Auffassung der Ehe, so sehr sie sich auf den rein natürlichen Zweck derselben gründet, tieferer ethischer Momente nicht entbehrte, beweist uns seine, in fast lutherischer Derbheit geführte Polemik gegen die Klöster, die den Ehestand verhindern. „Was will“, so schreibt er, „das Kloster-Leben gegen den Ehestand sagen, sie haben darin die Keuschheit, den Gehorsam und die Armuth. In dem Ehestand kan man wohl so keusch und noch keuscher als in den Klöstern leben. Der Gehorsam, den in dem Ehestande Eheleute gegen einander selbsten halten, und dann, den sie der Obrigkeit leisten und Contribution geben müssen, ist weit gröfser und strenger als der in den Klöstern, der meistens in Ceremonien besteht, die Armuth, so in manchem Ehestand, ist eine rechte, wahre und solche Armuth, die ehrlichen Eltern ins Hertz schneidet, wenn sie ihre armen Kinder hart leiden sehen und ihnen nichts hinterlassen können, hingegen die Armuth in den Klöstern ist eine erdichtete Armuth, ihr Bettlen ist ein Faullenzen, alle Eheleut würden gern zu solcher Armuth ein Gelübde thun und nichts irgend zu besitzen verlangen, wann ihnen ihre Obrigkeit Nahrung, warme Stuben, Kleider, Essen und Trinken umsonst gäbe, zumal wenn sie dafür nichts arbeiten dürften, wie in den Klöstern geschieht.“

D. Das Gewerbe.

Bereits in der Einleitung ist die Stellung charakterisiert worden, welche die Industrie im System des Merkantilismus einnimmt. Theorie und Praxis stimmen darin überein, dafs von der Blüte derselben die Wohlfahrt eines Volkes im wesentlichen abhänge und lassen daher kein Mittel unempfohlen oder unangewandt, das zur Förderung derselben beitragen könnte. Wenn die Praxis der Staatswirte dabei über das Mafs hinausging und in der allerextremsten Bevormundung von Seiten der Regierung eine Garantie für das Gedeihen der Manufakturen erblickte, so geschah das freilich zu nicht geringem Teil aus rein egoistischen Interessen. Durch die strengste staatliche Regelung der Produktion glaubte man dieselbe am leichtesten den Steuergelüsten des Fiskus dienstbar machen zu können. Da man von Seiten des Staates aber in erster Linie ihm zu Liebe dem Merkantilismus huldigte, konnte es nicht ausbleiben, dafs kurzsichtige Staatsmänner die Leistungsfähigkeit der Manufakturen für die Staatskasse

überschätzten und so dem Baum, den sie mit Mühe gepflanzt hatten und grofs zu ziehen gedachten, selbst den Lebenssaft entzogen.[1]) Fast einstimmig finden wir daher bei den Theoretikern die Warnung vor zu grofser Ausnutzung der Industrie, die dem Staate erst indirekt dienen könne, indem sie ihm die Produkte für den Export liefere. Je billiger daher die Produktion, um so gröfser der Vorteil, der durch den auswärtigen Handel erzielt werden mufste.[2])

Auch für Becher ist die Wohlfeilheit der Manufakturen ein Haupterfordernis. Darum soll man es den Bauern ermöglichen, ihre Rohstoffe möglichst billig abzusetzen und die Produktionskosten auch sonst soviel wie thunlich beschränken. Hohe Steuern auf Lebensmittel in den Industriestädten, die den Lebensunterhalt verteuern, sind nur vom Übel. Dagegen ist Sparsamkeit schlecht angebracht, wenn es gilt, tüchtige Meister und geschickte Künstler in das Land zu ziehen, deren Rat und Kunst dort, wo neue Manufakturen eingeführt werden sollen, unentbehrlich ist. Denn „die Güte der Waaren aber anbelangend, wird solche zu wegen gebracht durch Unterhaltung guter Meister, und Erhandlung guter roher zu Manufakturen gehöriger materien".[3]) Wir wissen, dafs Becher selbst wiederholt mit fremden Künstlern unterhandelte, ja sogar weite Reisen unternahm, wenn gewandte Leute für die von ihm einzuführenden Manufacturen gewonnen werden sollten. Es mochte das keineswegs immer eine leichte Aufgabe sein, da es ja selbstverständlich im Interesse jedes Staates lag, seine geschicktesten Meister im Lande zu behalten und ihre Auswanderung auf jede Weise zu verhindern. Sehr radikal ging Colbert in dieser Beziehung vor. Was Becher für Deutschland, empfiehlt nämlich Ustaritz für Spanien[4]), wo man auf die Ausländer um so mehr angewiesen war, je weniger sich die Spanier zur Arbeit geschickt erwiesen.[5]) Die Lust zu der freilich sehr lohnenden Auswanderung dorthin verleidete nun Colbert seinen Franzosen tüchtig. Zum warnenden Exempel liefs er eines Tages zwei Meister und dreifsig Arbeiter, die sich nach Spanien einschiffen wollten, ein-

---

[1]) Vgl. hierzu die Einleitung und das citierte Werk von Fernam.

[2]) Friedrich den Grofsen trifft der Vorwurf nicht, diese Warnung aufser Acht gelassen zu haben. Er selbst tritt gegen hohe Accisen auf Lebensbedürfnisse auf, weil sie die Arbeit verteuerten und weiterhin die Ausfuhr der Waren erschwerten. Roscher a. a. O. S. 388.

[3]) Politischer Discurs, 1688, S. 108.

[4]) Wirminghaus, „Zwei spanische Merkantilisten". Jena 1886. S. 57 f.

[5]) Vergl. Häbler a. a. O. S. 164 ff.

sperren. Die Arbeiter sollten streng gefangen gehalten, ihnen jedoch eine „mässige Nahrung“ gegeben werden. Die zwei Meister dagegen sollten längere Zeit „im Gefängnis bleiben und leiden, um zu verhindern, dafs andere Franzosen in gleicher Weise ihre Industrien aus dem Reiche führen.“ [1]) Es erwies sich auch hier, dafs der Merkantilismus praktisch undurchführbar war, weil er den Vorteil der einen Nation nur auf den Schaden anderer gründen wollte.

Zölle auf ausgeführte Manufakturen zeugen natürlich von der gröfsten Mifswirtschaft, denn je gröfser die „ausländische Konsumtion“ ist, um so glücklicher ist ein Land zu schätzen. Sie befördert die Nahrung und mit ihr die Populosität, die beiden Grundbedingungen wirtschaftlicher Wohlfahrt, die der Volkswirt nie aus den Augen verlieren darf, und die in der That stets die Gesichtspunkte bilden, unter denen Becher seine Forderungen stellt. Auch die Zünfte sind nur zum Schutze dieser beiden Punkte aufgerichtet, wenn man sie auch in erster Linie als Mittel gegen das Monopol und Polypol in Anwendung bringen wollte. Denn wie das Monopol die Nahrung, so verhindert das Polypol die Populosität, worüber im Abschnitt über den Handel noch zu reden sein wird. Freilich klagt Becher, dafs die Zünfte „heutiges Tages zu einem bösen Mifsbrauch worden, dann die hauffen Handwercks Gerechtigkeiten, Gebräuch, Lehrbrieff, Geburts-Brief, Meisterstück, schelten, unehrlich, und durch eine Saufferey wieder ehrlich machen, geschenckte Handwerck, der Gesellen Muthwillen, und hunderterley andre Dingen, welche die Handwerck zum Schein der Auffrichtigkeit in ihren Zünfften haben [2]), machen, dafs kein ehrlicher armer Gesell zum Meister oder Bürger werden kann: ja unter allen diesem steckt ein heimliches Monopolium, darum macht man die Zünffte so schwer, dafs nemlich niemands hinein begehrt, noch kan, und also den Meistern, so bereits darinnen seynd, das Wesen und die Arbeit allein bleibe, welche dann, weil sie wissen, dafs sie allein seynd, den Käuffer mit dem Preifs übernehmen, trutzen, und ihrem Gefallen nach die Arbeit stehen lassen, und die Leut mit der Arbeit nit befördern, welches dann der Gemeinde über die mafsen schädlich ist“. [3]) Trotzdem ist Becher durchaus

---

[1]) Häbler a. a. O. S. 14.

[2]) In Frankreich waren schon durch ein Gesetz von 1581 die Aufnahmegebühren für neue Meister herabgesetzt, „die Meisterstücke erleichtert und Schmausereien und Geschenke dabei verboten.“ Fernau a. a. O. S. 3.

[3]) Politischer Discurs. 1688. S. 113. Vgl. hierzu de la Court, Interesse von Holland, S. 66 f. „Alle Zünfften dienen zu nirgends anderes, als die guten

gegen die Aufhebung der Zünfte. Er erläutert die Nachteile, die eine solche im Gefolge haben würde, an dem Beispiel des von ihm so hoch gepriesenen Hollands. Die Holländer haben „alle Zünffte cassirt und das Polypolium zugelassen, dergestalt, dafs jedem frey stehet sich zu ernehren wie er kan, dessentwegen dann ein grofser Zulauff von Menschen da ist, und sich die Handwercksleut wegen ihrer grofsen Menge um die Arbeit reifsen, ja damit einer vor dem andern einen Zulauff habe, befleifsen sie sich guter und wolfeyler sauberer Arbeit, und wil als einer mit dem andern darinn certirn und den Vorzug haben. Dis zugelassene Polypolium in den Handwercken ist nun den Kauffleuten und Verlägern ein gemachtes Spiel, dann dadurch erhalten sie den Handwercksmann in steter Armuth und Arbeit, dann die Mänge ihrer macht, dafs sie fleifsig und wolfeil arbeiten, und die Leut befördern, ja der Arbeit nachlauffen, und mit aller ihrer Mühe dennoch kaum ein Stück Brod verdienen können: beides aber ist unbillich, so die viele difficultäten der Zünffte, als difs Polypolium: dann uneracht Holland wunder vermeinet, wie es durch difs letzte auffkomme und florire, so ist doch gewifs, dafs es eben dardurch einmal zu äufserster Ruin kommen wird, nemlich, wann die Holländer einmal der fremden consumption privirt und Menschen arm worden: (welches leicht geschehen kann, wenn nur die umliegenden Örter die Augen etwas besser aufthäten: [1]) dann solcher gestalt müssen die Handwercksleut in Holland nothwendig sich in ein geringere und gewisse Zahl reduziren, oder mit einander verderben, und entlauffen: dessen man dann genugsam Exempel hat, wann Holland in Krieg, und Ungelegenheit mit den Nachbarn ist, dafs alsdann die Handwercksleut mit hunderten auss dem Land lauffen; hingegen in Teutschland, wo Zünffte und die Handwercksleut in gewisse Zahl reducirt seynd, spüret man in Kriegszeiten die geringste alteration bey den Handwercken nit, sondern sie blühen alsdann viel mehr und kommen auf: so lassen sich auch in Teutschlandt darum die Zünffte nicht abschaffen, und jedem frey lassen zu arbeiten was er wil, weil Teutschland keine Ausländische consumption hat als die Holländer.

Leut aufserhalb den Städten zu halten und under uns zwischen zünftigen Gelegenheit zu geben, den Innewohnern ihre Waaren in Handarbeit desto teurer zu verkauffen, und folgends diesem ein Zinfs und Import daraufs zu ziehen." Mit der Handwerkerverfassung, vor allem mit den Meisterstücken und langen Lehrjahren beschäftigt sich eines der wirtschaftlichen Kapitel der „Politike Discoursen" von Jan de la Court, Bruder Pieters, Amsterdam 1662.

[1]) Zusatz der ersten Auflage.

sondern es würden in kurtzer Zeit die Handwercke so überhäuffet, dafs sie aus Mangel der consumption miteinander verderben müsten." [1])

Dürfen also die Zünfte keineswegs aufgehoben werden, so wäre doch auch eine Reformation derselben, so dringend sie an sich auch sei, nicht imstande, alle Übelstände und Hindernisse zu beseitigen, die einer gedeihlichen Entfaltung des Gewerbes im Wege stehen. Das vermag allein ein „Kunst- und Werkhaus", dessen Einrichtung Becher nicht warm genug empfehlen kann. [2]) Welch eine Fülle unbenutzter Arbeitskraft liefse sich nicht in einem solchen Werkhaus zum Nutzen des Staates verwerten! Von dem ledigen Gesinde, den Hausarmen und Waisenkindern zu schweigen, die darin ihre Versorgung finden könnten, böte es treffliche Gelegenheit, auch den Bettlern angemessene Beschäftigung zu gewähren und so der Bettelei zu steuern, „dann eben dieses ist das nechste Kennzeichen eines übelbestellten Regiments, wann nemlich viel Bettler in einem Lande seyn". [3]) Man soll sie also nicht aus dem Lande jagen, sondern sie auf diese Weise in ehrliche Arbeit bringen, „dann wann ein Bettler einmahl zu einem nahrhafften Bürger ist worden, wird er nimmermehr suchen zu bettlen."

Ja, Becher geht noch weiter. Anstatt also, fährt er fort, „dafs einige Regierungen die Betteleut durch angeschlagene Plakaten aufs ihrem Land verweisen, wolte ich daran seyn, Frembde herein zu laden, und dann solche Bettler in nahrhafften Stand bringen". [4]) Erst wenn ein Werkhaus vorhanden ist, hat man die Möglichkeit und das Recht, auf das Strengste gegen die Bettelei vorzugehen und wird der Erfolg alsdann auch nicht ausbleiben. Auch als Zwangsarbeitshaus könnte das Werkhaus treffliche Dienste leisten, indem „böse Menschen, Betrieger und Dieb" dort ihre Strafe und die Gelegenheit fänden, ihre Schuld an der Gesellschaft wieder gut zu machen. „Dann was nutzet ein Dieb, der um funfftzig Gulden ist gehenckt worden, sich oder diesem, dem er gestohlen? da er doch im Werckhauss in einem Jahr wol viermal so viel wieder verdienen kan, turpia sunt principi multa supplicia, sicut medico multa funera, zumahlen, da ein Dieb ein gewisses Zeichen eines Müfsiggangs, oder Armuths, der von der Obrigkeit herquellet, ist, die nicht achtung bey

---

[1]) Politischer Discurs. 1688. S. 114 f. Vgl. auch S. 264.
[2]) Politischer Discurs, 1688, S. 244 ff.
[3]) Politischer Discurs, 1688, S. 244.
[4]) Politischer Discurs. 1688. S. 244. Vgl. auch die Einleitung S. 25.

zeiten auff solche Leuth gibt."[1]) Erwägt man, dafs Becher auch die Selbstmörder mehr bedauert, als verdammt, so kann man sich der Überzeugung nicht verschliefsen, dafs seine Auffassung des Verbrechens der heute immer allgemeiner werdenden Anschauung entspricht, die in dem Verbrechen nur eine sozial-pathologische Erscheinung sieht. Demgemäfs tritt in der Art, in der er es bekämpfen will, das Moment der Heilung eines Übels in seinen Grundursachen in den Vordergrund gegenüber dem der Vergeltung begangener Schuld.

Doch kehren wir zum Werkhaus zurück, dessen Bestellung sich Becher sehr einfach denkt. Sie besteht blofs in den „wenigen Puncten.

1. In permission der Obrigkeit.
2. In Verlägern.
3. In guter Obrigkeitlicher inspection, und der Verläger direction.
4. In consumption und Verhandlung der dadrinnen erarbeiteter Güter und Waaren.
5. In guter Bezahlung der Arbeiter."[2])

Das Werkhaus sollte nicht nur selbst fabrizierte Waren verlegen, sondern auch solche, die ihm von fremden Meistern überlassen waren. Im übrigen sollte es das goldene Zeitalter des Handwerks heraufführen. Keine brotlosen Arbeiter wird es mehr geben; alle schädlichen Propolia sind abgeschnitten, kein Meister wird mehr um Gesellen verlegen sein, wenn die seinigen ihm ohne Grund und Ursache davonlaufen, ein Wettstreit um die Kunden ist ausgeschlossen, da ja jeder, der seine Ware nicht direkt verkaufen kann, einen Abnehmer im Werkhaus findet.

Kurz alle diese „incommoda" zu verhindern, „die Böse zu straffen, die Gute zu belohnen, den Armen Arbeit zu geben, den andern die Arbeit abzunehmen, den Muthwillen der Aussländischen Gesellen zu hemmen, die Inländische arme Kinder in die Nahrung, und zum stück Brod zu bringen, die propolia mit den Waaren und Gesellen zu verhüten, ist ein Werckhaufs einer Stadt so nöthig, als ein Rathhauss, so rühmlich als eine hohe Schul, so Gottsfürchtig als ein Spital, bey Gott so viel, wo nicht mehr anzusehen als ein Bettel-

[1]) Politischer Discurs, 1688, S. 245.

[2]) Politischer Discurs, 1688, S. 245 f.

Closter [1]), den reichen ein Mittel, mit gutem Nutzen ihr Geld anzuwenden, den Armen ein wahres Gasthauss, asylum und Zuflucht, ein stück Brod zu verdienen". [2]) Dafs das Werkhaus eines schönen Tages über soviel Hände verfügen könnte, dafs es ihm unmöglich würde, allen Beschäftigung zu gewähren, besorgt Becher nicht. Im schlimmsten Fall weifs er noch immer eine Manufaktur, „derer nimmer in der Welt zu viel werden kan, die allzeit paar Geld ist, und welche durch ein sonderlich Instrument Alte und Junge, Manns- und Weibs-Personen, ja Kinder von zwölff Jahren innerhalb vier Tagen lernen, und gar reichlich ihr Brod und Kleider jährlich damit verdienen, ja noch etwas zurück legen können, und zwar gehet solches alles ohne Kopffbrechende, oder einige schwere Arbeit, sondern gleichsam mit spielen zu". [3]) Dergleichen Manufakturen behauptet Becher noch viele zu kennen, ohne etwas näheres darüber zu verraten. [4])

Man sieht, an Optimismus fehlt es ihm nicht, wenn es gilt, Projekte zu machen, aber gerade das Werkhaus belehrte ihn darüber, dafs man selbst mit dem besten Willen und dem übertriebensten Optimismus allein keine lebenskräftigen Projekte machen kann. Das Manufakturhaus, das er in Wien mit Hilfe des Staates gründete, kann für die damalige Zeit wohl für ein bemerkenswertes grofsindustrielles Unternehmen gelten, den Ansprüchen jedoch, die Becher an dasselbe stellte, war es von vornherein nicht imstande zu genügen. Mag er für das Haus auch eine Entwickelung erhofft haben, die es zu einem seinen Intentionen entsprechenden Institut emporgehoben hätte, so belehrten ihn die pekuniären Schwierigkeiten, die ihm von der Hofkammer bereitet wurden und die damit endeten, dafs das ganze Unternehmen mit seinem Risiko auf seine Schultern abgewälzt wurde, dafs man bei Hofe keineswegs geneigt war, seiner Idee, in

---

[1]) Dieser letzte Satz steht nur in der ersten Auflage, in den folgenden ist er neben vielen andern der Geistlichkeit zuliebe gestrichen.

[2]) Politischer Discurs. 1688. S. 247.

[3]) Politischer Discurs. 1688. S. 245.

[4]) Durch derartige Geheimnisthuerei, die Becher übrigens auch sonst beliebte, scheinen die damaligen Gelehrten sich ein gewisses Air haben geben zu wollen. Auch Schröder behauptet: „Ich habe 18 manufacturen derer teils noch nie in der weld gewesen, die übrigen aber in diesem Lande nicht bekand." Gehorsamber Bericht Wilhelm von Schröders wegen Wiedererbauung des Manufakturhauses auf dem Tabor. M. S. d. k. k. Hofbibliothek in Wien. Abgedruckt in Hatschek: „Das Manufakturhaus auf dem Tabor". S. 81 ff.

dem Werkhause ein Seminar für Handwerker erstehen zu lassen, weitere Opfer zu bringen. Man hatte auf materiellen Erfolg gerechnet, und als sich dieser nicht sofort einstellte, entzog man der jungen Unternehmung jede Hilfe, was von vornherein ihren Tod bedeuten mufste.

Das Kunst- und Werkhaus ist das einzige der Projekte Becher's, das eine, wenn auch noch so unvollkommene Realisierung erlebt hat, um so mehr mufste sein Schicksal den Begründer verbittern, dessen Bestreben auch hier von der Absicht geleitet wurde, in einer blühenden Industrie seinem Vaterlande einen unerschöpflichen Quell des Reichtums zu erschliefsen.

Ehe ich diesen Abschnitt schliefse, mufs ich noch eines wichtigen Punktes gedenken, der Stellung Becher's zur Maschine. Spielte dieselbe in der Industrie des 17. Jahrhunderts auch noch keine Rolle, so bereiteten doch schon zahlreiche Erfindungen das Herannahen einer neuen Epoche in der Geschichte des Gewerbes vor. Es ist nun äufserst interessant, die Aufnahme zu konstatieren, die derartige „inventiones" bei den Merkantilisten fanden. Man sollte erwarten, dafs sie dieselben mit Freuden begrüfsen würden, da sie ja die Produktion steigern und damit den Export eines Landes vergröfsern konnten. Statt dessen findet man eine Abneigung[1]) und eine wenn auch selten unbedingte Warnung vor der Maschine. Die Motive dieser Abneigung sind immer dieselben. Wir finden sie auch bei Becher. Er selbst war zu praktisch veranlagt, um bei seinem lebhaften Interesse für die Manufakturen und bei seinen technischen Kenntnissen nicht Instrumente zu erfinden und bereits vorhandene zu verbessern, durch die menschliche Arbeitskraft erspart wurde. Hierin aber lag für ihn gerade der springende Punkt. Wenn die Maschine menschliche Arbeitskraft erspart, so vermindert sie ja die Nahrung und mit ihr die Populosität, widerstreitet also den beiden Kernpunkten der ökonomischen Weisheit. Konsequent billigt er es darum auch, wenn die Regierungen „diejenige künstliche inventiones verbieten, durch welche man in der Arbeit die Menschen erspahrt, als

[1]) Auch in der Praxis z. B. eines Friedrich's des Grofsen und eines Colbert; Roscher a. a. O. S. 395. Die Stadt Leyden verbot die Benutzung eines verbesserten Webstuhles und trug sich dafür das höchste Lob Boxhorn's ein, das sie freilich mit der Türkei teilen mufste, wo man die Druckereien verboten hatte, um nicht zu viel Abschreiber aufser Verdienst zu setzen. Laspeyres a. a. O. S. 16.

da sind die Band- und Strümpffmühlen [1]), auch andre dergleichen instrumenta".[2]) An anderer Stelle freilich urteilt er milder und will doch nicht abraten „instrumenta zu practiciren, welche vortheilhafftig und nützlich seyn — zumalen an solchen Oertern, wo viel Arbeit ist, und wo man das Hauswercks-Volk nicht wol haben kan."[3]) Auch sonst sind Maschinen zu dulden, wo es gilt, durch billigen Absatz eine Manufaktur „in Flor" zu bringen.[4]) Derartige Anschauungen dürfen uns wohl als Beweis dafür gelten, dafs man dem Moment der Volkswohlfahrt den Vorzug gab, wo dasselbe mit dem Interesse des Staates kollidierte, und dafs man also keineswegs darauf bedacht war, mit allen Mitteln Geld in das Land zu ziehen.

E. Der Handel.

Der Handel ist es, der das theoretische Lehrgebäude jedes konsequenten Merkantilisten, also auch Becher's krönt. Dafs sich dabei das Interesse lediglich auf den auswärtigen Handel konzentriert, ist gebührend hervorgehoben. Da derselbe aber nur in seiner Eigenschaft als Geldquelle dieses Interesses teilhaftig zu werden vermochte, so scheint mir diese Stelle die geeignete zu sein, an der wir die Anschauungen Becher's über das Geld einer näheren Betrachtung unterziehen. Vor allen Dingen mufs es auch bezüglich Becher's zurückgewiesen werden, als habe er die Geldvermehrung lediglich als Selbstzweck empfohlen. Das Geld ist ihm eine Ware wie jede andere, deren Preis je nach dem Steigen des Angebots oder der Nachfrage steigen oder fallen kann. Ob also viel oder wenig Geld in einem Lande ist, ist innerhalb der Länder gleichgültig, das Volk würde dadurch nicht reicher oder ärmer, da die Preise sich eben nach dem Vorrat des Geldes richten müfsten. Es kommt nur auf die Nahrung an, auf die Güter, die zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse zu Gebote stehen, nach ihnen allein kann man den Wohlstand eines Volkes messen. Den Einwand gegen eine wachsende Bevölkerung, dafs dieselbe ein Steigen der Preise im Gefolge haben

---

[1]) Becher selbst hatte solche erfunden.

[2]) Politischer Discurs, 1688, S. 309. Vgl. über diesen Gegenstand namentlich auch S. 124.

[3]) Närrische Weisheit, 1683, I, Nr. 11, S. 15.

[4]) Politischer Discurs, 1688, S. 124.

müsse, weist er mit den Worten zurück, dafs eine solche Steigerung keinem Lande zum Schaden gereichen würde, „wann hingegen mehr Geld, und die Nahrung leichter ist, dann ob ich einen oder 30 Thaler um einen Ochsen gebe, und die dreissig Thaler so leicht zu gewinnen seyn als der eine, halte ich sey all eins"[1]. Er ist also der schon von Montanari und Davanzati vertretenen Ansicht, „dafs alle Güter zusammen gerade so viel wert seien, als Gold und Silber in der Welt gefunden werden". In den Besitz der meisten Güter zu gelangen steht daher in der Macht dessen, der das meiste Geld hat. Darum möglichst viel Geld in das Land, um ihm vor anderen einen Vorzug an Macht zu geben! Innerhalb der Länder freilich ist eine möglichst gleichmäfsige Verteilung wünschenswert, damit alle im gleichen Mafse der Genüsse des Lebens teilhaft werden können. Wie im Verkehr der Staaten, so ist es im Verkehr einzelner Individuen, der Reichere ist der Mächtigere. Schon Becher wirft dem Kapitalismus vor, was ihm heute zur Last gelegt wird. „Der Geldgebrauch", schreibt er, „ist das einzige Mittel, die Sachen und die Arbeiten der Menschen zu beschwehren und nach Belieben den Preis darauf zu setzen, also dafs mehr arm als reich dadurch worden."[2] Auf diesem Wege kommt er schliefslich so weit, dafs er in einer communio bonorum das Glück der Menschheit sucht, ein Ausspruch, in dem Roscher eine theoretische Wendung des ermüdeten Gelehrten erblickt. Ich werde auf diese Ansicht zum Schlufs noch einzugehen haben und kann sie daher hier aufser Acht lassen.

Für Ausfuhrverbote der Edelmetalle tritt Becher — wohl dank seiner holländischen Schulung[3] — nicht ein. In diesem Sinne haben wir seinen Spott nicht aufzufassen: „Teutschland ist allein so reich an Gold und Silber, dafs es allein zulässet, solche häufig hinaus an die Frembde zu verführen," statt dafs es darauf achte, dafs man das Gold im Lande behalte und aus dem Auslande noch welches dazu bringe, „dieweil das Gold gleichsam die Nerve und Seel eines Landes ist."[4] Diese Klagen gelten vielmehr der Kurzsichtigkeit der Deut-

[1] Politischer Discurs, 1688, S. 306.

[2] Psychosophia, 1707.

[3] In Holland ist über diese Frage nie ernstlich diskutiert worden — natürlicherweise. De la Court spottete geradezu über „die illusorischen Ausfuhrverbote der edlen Metalle, das Silber, was nach Indien geht, ströme durch den Verkauf der indischen Produkte in Europa nach den Niederlanden überreichlich zurück." Laspeyres a. a. O. S. 20.

[4] Politischer Discurs, 1688, S. 269.

schen, die ihr Gold für die „Lumpenfarbe Indigo“ hingäben und für französische Luxusartikel allein jährlich vier Millionen Thaler nach Frankreich ausführten. Verbieten will er die Goldausfuhr nicht, wohl aber erschweren. Es geschieht das durch einen Schlagschatz von 5 %, der bewirken würde, dafs Geld nur mit Verlust exportiert werden könnte.

Dafs Becher den Kaufleuten als den Trägern des Handels eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft und einen hohen Einflufs auf das Wohlergehen derselben einräumt, braucht kaum des besonderen erwähnt zu werden. Wir haben bereits gehört, dafs er die guten Verleger die Grundsäulen der drei Stände nennt, und es ist nur eine Konsequenz dieser Wertschätzung, wenn er andererseits einem einzigen schlechten Kaufmann die Macht zuschreibt, ein ganzes Land zu verderben.[1]) Wenn er diese übertriebene Behauptung damit begründet, dafs ein solcher Kaufmann nicht nur die Nahrung, sondern auch die Populosität der Gemeinde vermindere, Verbrechen, wegen welcher man doch Diebe und Mörder hänge, so ist das wiederum ein Beweis für die Wichtigkeit, die er diesen beiden Hauptstaatsregeln zuschreibt.

Der Handel wird erhalten durch die Konsumtion. Dieselbe ist jedoch eine zweifache, eine inländische und eine ausländische. „Die Innländische ist diejenige, welche von den Unterthanen eines Landes erhalten wird.“ — Die inländische Konsumtion wird gefördert „durch ein Privilegium, welches man privativum nennet, darum, dafs dardurch dergleichen frembde manufakturen, oder in einem Land fallende Waaren von der Frembde herein zu bringen verbotten wird“.[2]) Die innere Konsumtion wird auch gefördert, wenn man die drei Stände durch möglichst wenig Steuern und Imposten beschwert und ihnen dadurch einen billigen Absatz ihrer Waren ermöglicht.[3]) Becher spricht sich sehr eingehend darüber aus.[4]) „Der Gemeine und derer

---

[1]) Becher selbst war, wenigstens theoretisch, ein gebildeter Handelsmann, das beweisen die zahlreichen trefflichen Ratschläge und Lehren, die er den Kaufleuten im „Politischen Discurs“ giebt. Dort deutet er auch die 4 Flügel des Merkur auf Verstand, Resolution, Freiheit und Geld.

[2]) Politischer Discurs. 1688, S. 107.

[3]) Auch hier erkennen wir de la Court, der gleichfalls gegen solche Beschwerungen eifert, vornehmlich ist er wie Becher gegen Imposten auf Lebensmittel. „Fürwahr es ist ein allzu kützlige Sach, einige Band umb die Keele zu legen, durch welche alle Nahrung in den Leib kommen mufs.“ Interesse von Holland.

[4]) Politischer Discurs, 1688, S. 99 f., auch S. 80.

Nahrung, und aller daraufs folgender utilitäten ist nichts so hinderlich, als wann man die Kauff-Wahren, und Kauff-Leut mit hohen Zöllen [1]) und imposten beschwehrt, dann dardurch wird der Handelsmann bewogen, seine Wahren teurer zu geben, solche imposten wiederum darauff zu schlagen: weil sie dann ein Frembder, da solche imposten nit seyn, kan wolfeiler geben, oder wann auss Theure wegen solche beschwerte Wahren nicht mehr so starck consumirt und gekaufft werden, so folgt, dafs der Kauffmann keine consumption oder debit mehr habe, per consequens er verderben, und der gantze Handel geschwächt werden mufs. Es ist andern theils nichts, welches den Bürger und Handwercksmann mehr verderbt, als die schwere imposten, so auff die Lebens-Mittel, und die grosse Contribution, so auff solche Leut, und ihre Wohnungen geschlagen werden, dann also werden sie genöthiget, ihre Arbeit theurer zu geben, und zwingen den Käuffer oder Verläger, dafs er von ihnen geht, und es lieber von den Frembden nimmt, da er es wolfeyler und besser haben kan, dafs also dem Handwercksmann seine Nahrung entzogen, und er zum Müssiggang oder Bettelstab genöthigt wird, nicht weniger ist dem Landmann und Bauren die grofse Steur und Aufflag ein grofses augenscheinliches Verderben, [2]) dann wann die zwey erste Stände ruinirt oder im Abnehmen seyn, so kan er seine Früchte nicht versilbern." Namentlich sind ihm in dieser Hinsicht die hohen Flufszölle Gegenstand des Unwillens. „Wässer, wo Zölle seyn, nutzen nichts, zumahlen wann sie unterschiedlichen Herren zugehören, die nicht unter einen Hut zu bringen. Dieses siehet man an den zwey mächtigen Ströhmen, dem Rhein und Donau, da man auch fluvio secundo dennoch mit leichtern Kosten, Wein und Güter zu Lande als zu Wasser den Strohm hinunter führen kan." [3]) Man kann eben „den Herren solcher Ströme nicht beybringen, dafs ein Kreuzer, der zehnmal kombt, im Jahr mehr einbringe, als zwey Kreuzer, die nur einmal kommen." [4])

Wohl in der Hoffnung auf eine Besserung so trauriger Zustände, bringt Becher jedem neuen Kanalisierungsprojekt ein lebhaftes Interesse entgegen, so dem Rhein-Donau und Oder-Elbekanal. Ebensowenig waren ihm die Vorteile verborgen, die eine direkte Verbindung der Ostsee mit der Nordsee nach sich ziehen würde. Er tritt für all

[1]) Auch de la Court behauptet in der „Anwysing" S. 90 ff.: Dat de sware ende meennigouldige imposten's Lands welwaaren endelik sullen verjaagen.

[2]) Vergl. de la Court „Anwysing" S. 88 ff.

[3]) Närrische Weisheit, 1683, II, Nr. 9, S. 147.

[4]) Eine Ansicht, die sich auch wiederholt bei de la Court findet

diese Projekte ein, trotzdem ihre Verwirklichung zahllose Fuhrleute aufser Nahrung bringen mufste. Sie würden aber den Handel fördern und damit wäre jener Schaden reichlich ersetzt. Freilich dürfte der Segen dieser Kanäle nicht durch Zölle paralysiert werden. Überhaupt ist, was die innere Konsumtion anbelangt, Becher's Ideal: „Freiheit in Zu- und Ausfuhr der Güter, dafs auf sie und die Lebensmittel wenig oder gar keine Imposten geschlagen werden, dafs sich ein jeder mag ehrlich ernähren, wie er kann und weifs[1]), und dafs er sich in Wohnung, Kleider und Trank möge seinem Willen nach betragen, nur dafs sein Lassen und Thun obgemeldeter Staats-Regul nicht zum Schaden gereiche, nämlich nichts zu der Verminderung der Volksreichheit, Nahrung und Gemeinschaft thun.“[2])

Es entspricht der hier gemachten Einschränkung, wenn Becher, natürlich auch nur die innere Konsumtion betreffend, empfiehlt, dafs alle Imposten und Auflagen mehr auf aus- als eingeführte Waren geschlagen werden. Dadurch wird die Industrie gleichmäfsig über das Land verteilt und die Nahrung und Populosität gefördert. Das geschieht auch, wenn die Steuern „mehr auff solche Sachen, welche die Reichen gebrauchen, geschlagen werden, dafs also je nötiger zum Lebens Gebrauch die Waar ist, je weniger impost sie leyden soll, und je unnöthiger sie ist, je mehr sie solle beschwert werden, hierauss folget, dafs man in Auflagen der imposten, allezeit dahin sehen solle, dafs die Reiche mehr und öffters, als die Arme geben, oder dafs die imposten auff solche Sachen geschlagen werden, welche die Reiche mehr, als die Arme gebrauchen“.[3])

Ganz anders klingt es, wenn Becher auf den Handel mit dem Auslande zu sprechen kommt, da tritt er unerbittlich für Prohibitivzölle ein. Es wäre ein heilsames Edikt, „wann verboten würde, nichts ins Römische Reich, von Waaren und Manufakturen zu handeln und zu tragen, welche man selbsten darinn haben kan.“[4]) So lange das heilige römische Reich aber nicht so weit ist, soll es wenigstens den Grundsatz befolgen, mehr Rohstoffe als verarbeitete Waren einzu-

---

[1]) Anwysing S. 67 f. verlangt auch de la Court: „volkome vryheid um sig te erneeren, vor allen die hier begeeren te woonen“.

[2]) Psychosophia, 1707, S. 110.

[3]) Politischer Discurs, 1688, S. 261. Diese Steuerpolitik ist den Merkantilisten allgemein (mit wenigen Ausnahmen, darunter Seckendorff). Ältern müssen ihre Kinder in gleichem Mafse pflegen, sagt de la Court, die Obrigkeit ihre Unterthanen nicht.

[4]) Närrische Weisheit, 1683, II, Nr. 17, S. 180.

führen und höhere Zölle auf ausgeführte Rohstoffe als verarbeitete Waren zu schlagen.[1])

Wir erkennen in diesen Sätzen die Handelspolitik der Merkantilisten, zu der Becher sich voll und ganz bekennt und von der er auch für sein Vaterland die glänzendsten Erfolge erhoffte. Die Gröfse Hollands beruht seiner Überzeugung nach auf dieser Politik und die grofsartige Schilderung, die er von ihr entwirft, ist zugleich eine begeisterte Lobrede auf den Handel, und für seine Anschauungen zu charakteristisch, um nicht an dieser Stelle ihren Platz zu finden.

„Wann wir ein klein wenig nur nachsinnen wollen, wordurch Hollandt, ein schlechte Graffschafft, zu solchem Stand kommen seye, dafs es allein nunmehr an Mitteln als das gantze Römische Reich vermag, so kan man keine andere Ursach finden, als die Commercien, ihre libertät und resolution solche zu führen, sie verarbeiten Seiden und wächst keine im Land, sie holen frembder Leut Flachs und Hanff, machen Spitzen und schöne Leinwand darvon, und bringen ihnen solche wieder, sie verarbeiten fremde Woll in ein Tuch, und bringens wieder, anderer Länder Häut gerben sie, und verkauffen ihnen das Leder wieder, wer thut es ihnen wol in der Druckerey[2]) und Buchhandel bevor? die Frantzösische, Nürnbergische und Augspurgische Waaren machen sie bereits nach, und eben so gut, man mufs sagen, dass Holland eine Mutter vom Jubilir-Handel seye, die schöne Holländische Geschirr, Gläser und Glashütten in Amsterdam weisen auch darinnen ihre industrien, vom Holtzhandel wil ich nichts reden, wie starck die Holländer dessentwegen in Norwegen, und an dem Rheinstrom handeln, wie schöne Schreiner-Arbeit, wie herrliche Zimmergebäu, und was vor ansehnliche Schiff sie darauss bauen, ich glaube nicht, dafs an einem Ort mehr mit Gold, Silber, Kupffer, Eissen, Bley, Zinn, und andern Mineralien Handelsschafft, sammt denen manufakturn, so daraufs gemacht werden, getrieben werden. Was soll ich von Materialisten-waaren, von Specereyen und Hecker-Waaren, und allerhand Victualien reden, keines von denen wächst recht oder genugsam dort, und findet man doch dorten von jedem alles frisch, recht, genugsam, und zum Überflufs, also dafs dieser Ort, da nichts oder wenig wachst, alle andere Oerter mit

---

[1]) Auch de la Court tritt unter Umständen für Zölle ein. Rohstoffe sollen frei eingeführt, aber nur gegen Zölle ausgeführt werden dürfen.

[2]) Die in Holland gedruckten Werke von Becher selbst (z. B. „Oedipus chymicus") beweisen uns, wie recht er mit dieser Behauptung hatte.

Überflufs proviantirt, das heift hinter sich für sich, von Athen war das Sprichwort, dafs man da mehr Korn säe, als erndte. von Holland könnte man es auch wol sagen, wann nicht ihr Fleifs alles geändert hätte, etliche unserer Teutschen Staatisten meinen nit, dafs an den Commercien und derer Auffnehmen so viel gelegen, sondern machen vielmehr aus ihrer Statisticâ eine materiam commerciorum, aber die Holländer machen è contrario aus den commerciis eine materiam Status, und führen so kostbahre Krieg darum, sie wissen wol, dafs die Commercien ihr Landt Volckreich, Nahrhafft, und rechte Gemeinschafft darinnen machen, dann allezeit einer von dem andern lebt, sie haben ihre mächtige Kauffmanns-Compagnien, die auch König und Herren trutzen können, in Holland hat alles seine Nahrung, man leydet und siehet keine Bettelleut, wie Volckreich dennoch Holland seye, weifs der jenige, der darinnen gewesen, und gesehen, dafs es schier nur eine Stadt ist, ihre herrliche Proviant-Häuser Zucht und Werckhäuser Banck und Kauff-Häuser- der Compagnien sind Zeugnufs ihres Fleifses, resolution und Verstands, sie seynd noch nicht damit zufrieden, was sie innerhalb Lands thun, sondern sie reysen, und treiben commercia in die gantze Welt, und wo sie gar nichts zu thun haben, führen sie nur die Güter von einem Ort zum andern, mit einem Wort, sie sind in ihrem Handel so genau und profitlich, dafs ihrentwegen das Sprichwort erwachsen, wo Holländer hinkommen, da wächst kein Gras mehr, da ist nemlich nichts mehr zu thun, dann durch ihren Handel saugen und ziehen sie das Geld von allen Orten an sich, durch tausend Handgriff und Vortheil, sie hohlen und bringen was nöthig, und darinnen sind sie Diener der gantzen Welt, welche sie indessen durch süfsen Müfsiggang einwiegen, dieses nun und dergleichen mehr thun die Holländische, und um so viel sicherer, dieweil wir es nicht thun, da wir doch viel eine gröfsere praerogativ und Vortheil vor ihnen haben." [1]) Es erinnern uns diese Worte an die mit stolzer Begeisterung von Hugo Grotius gesprochenen: „Zur Schilderung unseres Kaufhandels reichen meine schwachen Kräfte nicht aus, und wenn ich je meine Jugend beklagen mufs, dann ist es hier. Dürfte ich der Dichter Vorbild folgen, dann sollt ich mir hundert Zungen, sollt ich mir hundert Munde wünschen, so kann ich nur mit den mir gegebenen Mitteln erheben, was aller Sterblicher Mund, aller Völker Sprachen nie vermögen nach Würde

---

[1]) Politischer Discurs, 1688, S. 173 ff.

zu preisen. Denn welches Land hat je so viel Schiffe sein genannt, wie unser einziges Amsterdam, welches Volk hat seine nachbarlichen Länder und Inseln so gekannt, wie wir die entferntesten Gestade der See etc." [1])

Wie bitter mochte Becher die Anerkennung solcher Gröfse ankommen, der sich sagte, dafs der Weg zu derselben seinem eigenen Volke keineswegs verschlossen war, und dafs nur eigene Blindheit es hinderte, ihn zu betreten.

Ein Vergleich Hollands mit Deutschland läfst ihm sogar die Verhältnisse für dieses weit günstiger erscheinen [2]) als für jenes.

„Teutschland ist ein mächtig Land, und hat seine gewisse Innländische consumption, die Holland nicht hat, wann auch die Teutschen in die Frembde handeln wollen, wird es ihnen an Gelegenheit und Freyheit an solchen Ort und Enden bey frembden Potentaten, wo sie hin handeln wollen, nicht mangeln, welches Holland wieder nicht hat, dann es an viel Ort nicht hinhandeln darff, sondern verhaſt ist, weiter, Teutschland hat die Waaren im Land selbsten, wovon es allerhand manufacturen machen kan lassen, da hingegen Holland erst solche auss der Frembde holen mufs, in Teutschland ist des Haufszinfs [3]), Holtz- und Lebens-Mitteln wegen besser, als in Holland zu leben, so begriffen auch die Teutschen die Sachen so gut und wol als immermehr die Holländer. [4]) diese treffliche, und Hauptvortheil nun haben wir in Teutschland, und stehen doch still, lassens solche thun, die dergleichen nicht haben, und das zwar thun wir nur darum, dieweil es bald hie, bald dort, bald an der resolution, bald an was anders fehlet, unterdessen gehet das Geld auss dem Land und wann ein oder zwey Jahr Mifswachs kommen, lauffen die Bauren darzu hinauss und bettlen. — Es mufs aber ein guter Oculist seyn, der uns Teutschen den Staaren hierinnen stehen will." [5]) Becher mühte sich in seinen Schriften redlich ab,

[1]) Laspeyres a. a. O. S. 6.

[2]) Dagegen de la Court, „Anwysing." S. 31 f. In Europa is geen Land tot de Negotie bequaamer als Holland.

[3]) Bei de la Court finden sich bittere Klagen über die hohe Hausmiete in Holland, in der er sogar einen der Gründe erblickt, die Leydens Verfall verursachten.

[4]) Die Schilderung der Nachteile, die Holland hat, so dafs es auch nur von wenigen sogar ganz Steuerfreien bewohnt und bebaut zu werden nicht würdig wäre, wenn es nicht den Handel hätte, und der Vorzüge Hollands ist eine der interessantesten Partie in der „Anwysing" de la Court's.

[5]) Politischer Discurs, 1688, S. 175 f.

dieser gute Oculist zu sein. Wie bitter klagt er nicht die Deutschen an, daſs sie soviel Geld für Seide aus dem Lande gehen lassen, statt selbst Seide zu bauen, oder wenigstens ihren Absatz an Leinen gegen solche zu vergröſsern, daſs sie ihr Geld an die Holländer für die „Lumpenfarbe Indigo“ wegwürfen u. s. w. Die Vorliebe für das Fremde ist es eben, die den Deutschen zum Verderben wird, gehen doch für französische Manufakturen allein jährlich vier Millionen Thaler aus dem Lande! Zwar nennt er selbst Paris „die Schule der Höflichkeit und Mutter vieler herrlicher Manufakturen,“ das hindert ihn aber nicht, in beiſsender Satire seine Landsleute mit ihrer Vorliebe für französische Waaren aufzuziehen. Die Stelle bietet ein treffliches Seitenstück zu der Schilderung holländischer Gröſse.

„Uns Teutschen“, spottet er, „ist schier kein Kleid mehr recht, wann es nicht aus Franckreich kommt, wovon Jährlich dann nicht nur eine Million aufs Teutschland hinein gehen.“ — auch ist es „zu wissen, daſs die Frantzösische Scheermesser uns Teutschen den Bart besser scheren, als andere, die Frantzösische Scheeren und Zangen schneiden besser die Nägel, und reiſsen die Haar auss, als unsere, ihre Uhren gehen besser, wann sie die Teutsche zu Pariss gemacht haben, als wann eben selbige Meister solche zu Augspurg gemacht hätten, dann die Lufft allda ist besser darzu, ihre Spiegel sind heller als die Venetianisch, ihrer Weiber Auffsätz, Garniteür, Bänder, Ketten, Perlen, Schuh, Strümpff, endlich gar die Hembder sind besser, wann sie die Frantzösische Lufft ein wenig perfumirt hat (wiewol ehe ich sie anlegen thäte, den guten Geruch erstlich mit Schwefelrauch, als wie man den Brieffen in der Pest thut, vertreiben wolte), man fähret nicht wol in den Kutschen, wann sie nicht die Frantzösische mode haben, der Frantzösische Hutstock schicket sich auff alle Teutsche Köpff, so haben auch die Frantzosen viel ein ander Maſs, einem die Kleyder anzumessen, und zu machen, als die Teutsche Schneider, die Frantzösischen Perucken schicken sich besser auff die Teutsche Köpff, als der Teutschen Haar selbsten, so lässet sich auch hernach ein solch Frantzösisch Haar von keinem Teutschen kamm kämmen, oder anderst als mit Frantzösischem Puder bestreuen, noch ein Teutscher Bart anderst, als von einer Frantzösischen Bartbürste oder Eisen auffsetzen, noch sich ein Teutscher Zahn, als mit einem Frantzösischen Zahnstierer butzen, noch sich das Teutsche Geld anders als mit Frantzösischen Karten verspielen, und anderst als

in Frantzösischen Beuteln oder Küstlein auffheben, es ist weiter gewifs, dafs sich das Brod und übrige Speisen von uns Teutschen besser mit Frantzösischen Messern, als von den Frantzosen, selbst, zerschneiden lässet, (dann selbige Hoffleut brauchen die Finger). Ich hab von Frauenzimmer gehört, dafs sich mit Frantzösischen Nadeln und Garn viel besser, als mit Teutschen nähen lässet, ja die Frantzösische Pflaster halten auff dem Teutschen Gesicht besser, als die Teutsche, (hingegen halten die Teutschen Pflaster zu S. Marx in Wien besser auff dem Frantzösischen Gesicht, als die Fräntzösische selbsten). Welcher unter uns Teutschen hätte wol das Hertz gehabt, einem Weibsbild ein stück Holtz über den Bauch zu stecken, und sie weifs zu machen, sie würde einen Buckel bekommen, wann sie es nicht thäte, die Frantzosen habens gethan, die können das Weibsvolck aussbutzen mit Kleidern, Haaren, Augen, (wann eins fehlt) Zähnen, (wann etliche mangeln), Gesicht-Farben, Brüst, Harnischen, Plancheten, Hemder, Strümpf, Schuh, die können sie behäncken mit Spiegeln, Uhren, Corallen, Messerstützgen, Bändern und Büchern (dann es betet sich auch besser aus Frantzösischen Büchern), sie stechen ihnen Löcher durch die Ohren und hencken ihnen dran was sie wollen, solten auch die Ohren Eselslang gezogen werden." [1])

„Die Kauffleute, die vorwenden, man könne dergleichen Waaren nit im Land machen, alle Elementen seyen nicht gut darzu, man müsse sie aufs der Frembde holen, zwar nur darumb, darmit hinter ihren diebischen Gewinn niemands gründlich komme," werden mit den schimpflichsten Namen bedacht. Sie sind die Hummeln, die den armen Bienen den Honig stehlen, „Juden und canaillen", die „Blut- und Saugigel einer Republic, der Todt und Untergang, derselben End." [2])

Becher ist weit davon entfernt, aus blofser Spottlust oder Freude am Aufdecken von Schäden, sein Volk mit so bitterer Satire zu geifseln und mit so derben Worten zur Rechenschaft zu ziehen. Dafs es ihm heiliger Ernst ist, beweisen auch hier seine Vorschläge zur Besserung, für die er sich durch eine offene Sprache vielleicht um so geneigtere Ohren zu erwerben hoffte.

Bevor er jedoch auf die Mittel eingeht, mit denen diesen Übelständen entgegenzutreten wäre, orientiert er sich genau über den

[1]) Politischer Discurs, 1688, S. 145 ff.

[2]) Politischer Discurs, 1688, S. 104.

Feind, den sie bekämpfen sollen. Er erkennt denselben in den in Deutschland herrschenden Monopolien, Propolien und Polypolien, von denen das erste die Nahrung, das zweite die Populosität und das dritte die Gemeinde schädige, die also den drei Hauptstaatsregeln zuwider seien. „Die Monopolia sind von GOtt, und Rechtswegen verbotten, dann sie lauffen wider die Christliche Liebe des Nechsten, das aber ist propriè ein Monopolium, wann sonst ein gemein freyer Handel einem allein gegeben würde, welcher keinen neben sich leyden will, sondern seinem Belieben nach, den Käuffer in Vertheurung der Waaren treibet, wie er nur selbsten will.“ [1])

Freilich sind „nit alle Monopolia bös, zumalen, wann sie regalia principum worden sind, auch nicht alle polypolia schädlich, wo eine grofse Menge der Menschen, also sind nicht alle propolia bös, sondern viel gut, und allein diejenigen böss und schädlich, welche machen, dass kein anderer darzu gelangen kann.“ [2]) Auf die Propolia geht Becher näher ein und unterscheidet fünf Arten derselben, die auf den Handel von schädlichstem Einflufs sind. Das erste Propolium verursachen die Juden, die jeder Gemeinde verderblich werden, da sie den Handel, wo sie immer hinkommen verderben. Ein Kaufmann, der sich mit Juden einläfst, wird unfehlbar betrogen. Ihnen reihen sich würdig die Hausierer und Landläufer an, die „ihre Kräm auff dem Buckel durch gantz Teutschland tragen“. Sie sind um so gefährlicher, je gewisser sich hinter ihnen oft grofse Kaufleute verbergen. Diese Leute, die auf den Betrug angewiesen sind, „seyn rechte emunctoria und ziehen das Geld auss dem Land“. Man sollte sie daher mit Steuern belasten, oder ihnen einfach ihre Waren nehmen und sie aus dem Lande jagen, nachdem man sich vorher überzeugt hat, ob nicht ein „Propolist“ in einer Stadt mit ihnen unter einer Decke steckt, der natürlich nicht straflos davon kommen dürfte. In den Messen und Jahrmärkten besteht eine dritte Art von Propolium. Sie widerstreiten der Hauptregel im Handel, dafs man sich die Waren nicht bringen lasse, sondern sie selbst und zwar womöglich aus eigener Hand hole. Aufserdem sind die Messen von übler Wirkung, weil den Käufern auf ihnen die ausländischen Waren leicht besser gefallen als die inländischen und sie dadurch bewogen werden, ihr Geld den Fremden zu geben.[3]) Die Messen und Jahrmärkte dienen nur der

[1]) Politischer Discurs, 1688, S. 263.

[2]) Politischer Discurs, 1688, S. 207 f.

[3]) Luther nennt Frankfurt um seiner Messen willen „das Silber- und Gold-

Bequemlichkeit und Faulheit der deutschen Kaufleute. Warum haben sie in den grofsen Handelsstädten keine Messen? Weil dort alle Tage Messe ist und die Fremden eher hinkommen etwas zu holen, als sie Gelegenheit finden, etwas hinzubringen. Nur für Güter, die zu bestimmten Zeiten eingekauft werden müssen und sich nicht transportieren lassen, will Becher die Jahrmärkte gelten lassen. Ein weiteres Propolium besteht in den Stapelrechten und Niederlagen ausländischer Kaufleute, von denen namentlich die letzteren zu verwerfen sind. Solange die Deutschen glaubten, Amsterdam, Paris, London und Venedig lägen aufserhalb der Welt, mögen sie noch einige Berechtigung gehabt haben, jetzt aber halten sie gleich der Messen die Kaufleute nur davon ab, sich die Waren selbst aus erster Hand zu holen. Das letzte und schlimmste Propolium aber richten die Kaufleute unter sich selbst auf, indem sie sich vereinigen und die kleinen Händler zwingen, die Waren um jeden beliebigen Preis von ihnen zu erstehen.[1]) Über diese Propolisten ergiefst Becher die ganze Flut seines Zornes. Sie lassen zwar bisweilen „ein Altar in ein Kloster ein paar silberne Ampeln in eine Kirche machen[2]), ein altes Hauss neu anstreichen, alles unter dem praetext Güter und credit zu haben, wann aber ein Unglück kompt, dann gehen sie durch, und lassen die Stat und Hoff seyn, da doch vormahlen nichts süfseres war, als der Namen eines Hoff-Kauffmanns".[3]) „Gantze Städt und Länder, ja Königreich und Provincien" können durch solche Propolisten ruiniert werden.

Solchen Übelständen zu begegnen, sind schon früher seitens der Kaufleute Kompagnieen gegründet, d. h. es haben sich mehrere Verleger zusammengethan, um gemeinsam diesen oder jenen Handel zu betreiben, statt sich gegenseitig die Konkurrenz abzulaufen. Solche Kompagnieen haben sich als überaus nützlich erwiesen, indem sie nicht nur das Monopol und das Polypol verhüteten, sondern auch oft

---

loch, dadurch aus deutschen Landen fleufst, was nur quillet und wächst, gemünzt oder geschlagen wird bei uns." „Aber lafs gehen", schliefst er; „wir Deutschen müssen Deutsche bleiben; wir lassen nicht ab, wir müssen denn". Roscher a. a. O. S. 63.

[1]) Ähnlich den modernen Ringen und Trusts.

[2]) Dieser Satz steht nur in der ersten Auflage, ein Beweis, wie weit Becher in dem Bestreben ging, alles aus seinem Werke zu entfernen, was der Geistlichkeit mifsliebig sein könnte. Übrigens bekennt er ja selbst in der Vorrede zur 2. Aufl., dafs er kein Wörtchen habe stehen lassen, dafs der Geistlichkeit mifsfallen konnte.

[3]) Politischer Discurs, 1688. S. 233.

einen einzelnen Mann über Wasser hielten, der ganz auf sich gestellt zu Grunde gegangen wäre. Die Kompagnie hat eben mehr Mittel und Kredit als der einzelne Kaufmann, da jedes Mitglied derselben mit seinem Einlagekapital für ihre Schulden haftet. Deshalb mufs aber auch eine gemeinsame Verwaltung ihrer Güter bestehen, wie sie andererseits mit Privilegien ausgerüstet sein mufs, um ihre Interessen nach aufsen hin mit Erfolg vertreten zu können. Diese Privilegien werden natürlich verschiedener Art sein, je nachdem der Handel der Kompagnie ein inländischer oder ausländischer ist. Die Aufrichtung solcher Kompagnieen empfiehlt Becher auf das Wärmste, alle Kaufleute der 14 von ihm aufgezählten Handelszweige [1]) sollten sich zu je einem derselben zusammenthun.

Eine vollkommen segensreiche Wirksamkeit werden sie jedoch erst ausüben können, wenn sie mit einem allgemeinen Stapel- oder Kaufhaus in Verbindung stehen. „Es beruhet aber ein solch allgemeines Kauffhaus darinnen, dafs allerhand Waaren von der ersten Hand und Ursprung in natura erkaufft, und dann gantze Länder wiederum darmit versehen werden.“ [2])

Vor allem kommt es darauf an, dafs man das Haus auf einen günstig gelegenen Platz setzt, dafs man das ganze Land zur Konsumtion der Waren heranzieht, was durch Güte und Wohlfeilheit derselben erreicht wird, dafs man die Waren en gros an der Quelle kauft, wo man sie billiger und besser erhält, dafs man sie selbst holt, um die Fracht zu sparen, und dafs man sie endlich in rohem Zustande kauft, um den einheimischen Handwerkern zur Arbeit und Blüte zu verhelfen; diese Mafsregeln müfsten aber noch durch andere unterstützt werden. So gälte es, jeder Einfuhr fremder Manufakturen, sowie den Verkauf von Manufakturen im Kaufhaus zu verbieten. Aufser dem Kaufhaus dürfte kein Grofsierer im Lande geduldet noch rohe Ware in das Land geführt werden, aufser durch das Kaufhaus. In demselben sollen die Kompagnieen, wie auch einzelne Kaufleute ihre Gewölbe haben, in denen von der Obrigkeit die Waren „beschaut, gemärket und taxirt“ werden. Niemand darf seine Güter teurer oder wohlfeiler veräufsern, als ihm die Taxe vor-

---

[1]) Es sind das: Seidenhandel, Leinenhandel (Baumwolle), Wollenhandel (Haare), Lederhandel, Buchhandel, französische, nürnbergische, augsburgische Manufakturen, Juwelenhandel, Glashandel, Handel mit Metallen, mit Materialien, mit Spezereien, mit Friandiswaren, mit Viktualien.

[2]) Politischer Discurs, 1688. S. 277 ff.

schreibt, noch anders, als „in grosso“. So werden einigen reichen Kaufleuten „ihre Propolia abgeschnitten und wird es jedem freigestellt, sich aus erster Hand mit Waren zu versehen“. Die Jahrmärkte können leicht verboten werden, da ja nun thatsächlich alle Tage Jahrmarkt ist. Wie im Proviant- und im Werkhaus, so kann auch im Kaufhaus Geld zu billigen Interessen deponiert werden.

Ist nun durch das Proviantlaus den Bauern, durch das Werkhaus den Handwerkern und durch das Kaufhaus den Kaufleuten geholfen, so erübrigt es noch auch den reichen und bedürftigen Leuten an die Hand zu gehen. Die Reichen sollen daran gehindert werden, ihr Geld im Ausland anzulegen. Das geschieht am besten durch Gründung einer Landbank, zu welcher vornehmlich drei Dinge gehören: Kredit, Geld und ein Fonds. Für den Kredit haben diejenigen zu sorgen, welche die Bank „assecuriren, vor sie gut sprechen, und solche dirigiren“.[1]) Je höher diese Männer in Ehren stehen und je mehr ihrer sind, um so mehr wird der Kredit der Bank blühen, und um so mehr werden sich finden, die derselben ihr Geld anvertrauen. Unter dem Fonds versteht Becher die Art und Weise, auf die das Kapital angewendet und die Interessen gewonnen werden. Der rechte Fonds einer kaufmännischen Bank ist Handel und Wandel, „dann wann ein depositarius höret, daſs man Krieg mit seinem Geld führen, oder bauen will, oder daſs er sein Geld nach Hoff, und groſsen Herren leyhen soll, so gehet er behutsam, und lässt es wol bleiben“.[2])

Was die bedürftigen Leute anbetrifft, denen geholfen werden soll, so sind das jene, die „weder arm noch reich“ sondern bisweilen mit einer „gehlingen Nothdürfftigkeit behafft sind, und doch kein credit in der Banck, unterdessen bewegliche Unterpfand und Mobilien haben, welche sie nun bey den Juden oder bey den Christen, die bissweilen ärger als Juden sind, auff vielfältiges bitten um ein Spottgeld versetzen, biſsweilen im Stich lassen, und dadurch nit wenig Schaden und Noth leiden“.[3]) Für sie gilt es ein Leihhaus zu errichten, wo sie auf Pfänder geringere Summen geliehen erhalten. Wird das Pfand nach Ablauf einer festgesetzten Zeit nicht eingelöst, so verkauft der „mons pietatis“ dasselbe, behält jedoch von dem Erlös nur die vorgeschossene Summe samt den Zinsen, während der Rest dem Schuldner verbleibt.

---

[1]) Politischer Discurs, 1688, S. 251.
[2]) Politischer Discurs, 1688, S. 252.
[3]) Politischer Discurs, 1688, S. 254.

Die Leitung aller von ihm empfohlenen Einrichtungen wie überhaupt der gesamten Volkswirtschaft will Becher in die Hände eines Kommerzien-Kollegs gelegt wissen, dessen Zusammensetzung er sich folgendermafsen denkt. Es soll bestehen aus: „etlichen, welche da wissen, Quid Juris scilicet, die ihre territorialia und Jurisdictionalia, wieweit sie befugt sind, wol verstehen, andere, die den Kauffhandel aus dem Fundament wissen, so in Wechsslen als trafiquen, über Land und See, in grofs und klein, andere aber, die die manufakturen wissen, und den Verlag verstehen.“ [1])

Wir sind Becher somit in seinen ökonomischen Ideen bis zum Schlufs gefolgt und müssen gestehen, dafs in der langen Reihe derselben kein Glied fehlt, vielmehr das Ganze ein geschlossenes System bildet, nach dem die Fürsten, nach des Verfassers Ansicht nur zu handeln brauchten, um ihre Völker zum Wohlstand und zur Blüte zu bringen. Leider fand Becher in Deutschland keines seiner Projekte realisiert und bitter genug klingt das Urteil, dafs er über das Reich fällt: „Der Mangel der Proviant-Häuser in einem Land ist ein Zeichen der Unvorsichtigkeit einer Obrigkeit, der Mangel von den Werck-Häusern ist ein Zeichen der Faulheit, der Mangel der Kauffhäuser ein Zeichen der Unachtsamkeit, der Mangel einer Banck ein Zeichen des verlohrnen Credits, und der Armuth eines Orts, der Mangel eines Montis pietatis ein Zeichen des geringachtens der Beträngten, dieses seynd gewisse iudicia einer verdorbenen unachtsamen Stadt, und wann gleich solche von oben biss unten aufs gantz neu angestrichen wäre, und mit güldenen Buchstaben auff den Thoren stünde: Salus populi suprema lex esto.“ [2])

F. Schlufs.

In seiner Geschichte der Nationalökonomik [3]) spricht Roscher von einer „merkwürdigen theoretischen Wendung“, die sich in den letzten Jahren Becher's bemerkbar mache und die sich auch darin

---

[1]) Politischer Discurs. 1688, S. 258f. Es entspricht dies Commerzkollegium dem Conseil de Commerce Colbert's. auch Friedrich der Grofse errichtete ein eigenes Departement für Post- Kommerz- und Manufaktursachen. Dafs Becher die Gründung eines solchen Kollegiums in Wien thatsächlich zu Wege brachte, ist bereits im biographischen Teil eingehend erörtert.

[2]) Politischer Discurs, 1688, S. 256.

[3]) Roscher a. a. O. S. 288 f.

dokumentiere, dafs er schliefslich an aller höheren Kultur verzagt und in einer allgemeinen communio bonorum, der Rückkehr zum Ackerbau und der Aufgabe des Geldes das Heil der Menschheit erblickt habe. Thatsächlich bekennt Becher sich zu diesen Ideen, ohne jedoch, wie ich glaube, an die Realisierung derselben zu denken, oder gar von der Durchführung derselben die Möglichkeit kulturellen Fortschrittes abhängig machen zu wollen. Sehen wir uns die Stellen an, die Roscher zu seiner Behauptung veranlassen konnten. Sie finden sich sämtlich in der „Psychosophie", bereits ein Umstand, der wenig geeignet erscheint, die Roscher'sche Annahme zu stützen, denn in der „Psychosophie" vertritt Becher oft nahezu wörtlich die Anschauungen, die er bereits im „Politischen Discurs" ausgesprochen hatte, und die in der Forderung: „Volkreiche nahrhafte Gemeine", wurzeln. Doch hören wir, was Becher sagt, ehe wir hinter einen widerspruchslosen Sinn seiner Worte zu kommen versuchen. „Wann man", schreibt er, „die gantze Welt, soweit sie fruchtbar ist, unter alle Menschen, so darinnen leben, gleich wolte austeilen, würde man befinden, dafs noch zehnmal so viel Menschen leben könnten als nun, und niemand Noth leyden dürffte: Ich hielte derohalben dieses vor das allerglücklichste und vergnügteste Leben, wenn ein jeder Mensch selbsten so viel Land hätte und bauete und so viel Vieh ziehete, als zur Nahrung ihm vonnöthen, so viel im Handwerk verstünde, als sich zu bedienen erfordert, so würde er niemandes auch keines Geldes und gar wenig Arbeit vonnöthen haben, sich mit Vergnügen ehrlich und mit gutem Gewissen durchbringen, ja, wenn er jedoch Geld vonnöthen, könnte er noch so viel Zeit übrig haben, ein Handwerk zu treiben und die Manufakturen zu verkauffen, so lebte man glückselig und hätte keine Sorgen noch Ursach seinen Nächsten zu betriegen und anzufeinden oder zu beneiden." Ferner lesen wir: „Alles Unglück entsteht aus der menschlichen Nahrung. Denn wenn die Güter der Welt gemein wären und hätte nicht einer alles, viel Tausend Menschen dagegen nichts, so hätte ein jeder genug. Der Geldgebrauch ist das einzige Mittel, die Sachen und die Arbeiten zu beschweren und nach Belieben den Preis darauf zu setzen, also dafs mehr arm als reich dadurch werden." Und schliefslich meint er, dafs dem Elend in der Welt zu steuern wäre, wenn die Leute nach der „Natur-Gesetze lebeten, wozu sie erschaffen, ihre Güter gemein hätten, die Erde bebaueten und ohne Gelt lebeten. Gemeinschaft der Güter, Feldbau, Vertauschung der Waren ohne Geld könnte die Leute glücklicher machen." Die

Stelle findet eine erwünschte Ergänzung, wenn er weiter schreibt, „es giebt schon viel Gemeinsames, Kirchen, Schulen, Wege, Stadt, Häuser etc. Auch wird noch viel ohne Geld getauscht, ebenso leben in der Schweiz noch die Meisten vom Feldbau."

Ich vermag nicht einzusehen, weshalb es eine theoretische Wendung bedeuten soll, wenn ein Gelehrter einmal den Boden der gegebenen Verhältnisse, in denen seine Ratschläge zur Besserung der Volkswirtschaft wurzeln, verläfst und im Aussprechen utopistischer Gedanken auch seinem Ideale eines Gemeinwesens zu seinem Recht verhelfen will. Wir haben aber einen trefflichen Beweis, dafs Becher die Realisierung dieses Ideals selbst nicht für möglich gehalten hat. Wäre es der Fall gewesen, so hätte er, dem es an Kühnheit im Projektmachen ja nicht gebrach, die oben aufgestellten Forderungen doch in seiner psychosophischen Gemeinde[1]) zu verwirklichen gesucht. Das ist aber nur in sehr beschränktem Maafse der Fall. Becher ist bezüglich seiner Mitmenschen niemals, in seinem Alter am allerwenigsten, von solchem Optimismus gewesen, dafs er ein kommunistisches Gemeinwesen für möglich gehalten haben sollte. Aber selbst seine psychosophischen Gemeinden, die noch weit vom Kommunismus entfernt sind, sollten nur eine ganz beschränkte Zahl Ruhe und Frieden suchender Menschen umschliefsen. Die ganze Menschheit in solchen Gemeinden zu organisieren, wäre schön, aber undurchführbar. Es gilt also auch für die, welche nicht auserwählt sind, Mittel und Wege zu finden, die ihnen ein möglichst grofses Maafs irdischer Glückseligkeit garantieren. Es sind zwei ganz verschiedene Ziele, die Becher aufstellt, und es kann daher keine theoretische Wendung bedeuten, wenn er zu dem einen auf anderen Wegen zu gelangen hofft, als zu dem andern.

Übrigens sind jene Forderungen Becher's keineswegs von so weitgehenden Konsequenzen, wie Roscher anzunehmen scheint. An eine vollständige communio bonorum kann er nicht gedacht haben, da er die Güter ja ausdrücklich ohne Geld vertauschen will. Wo aber vollständige communio bonorum herrscht, hört jeder Tauschverkehr auf. Ebensowenig können wir in seinen Sätzen einen Verzicht auf jede höhere Kultur finden. Es ist noch nicht erwiesen, dafs die Entwickelung der Kultur an die Existenz des Geldes und an das Privateigentum an den Produktionsmitteln gebunden ist.

---

[1]) Siehe die Schilderung desselben weiter unten.

Und was den Punkt anbetrifft, dafs jedermann selbst sein Brot bauen soll, so bietet auch er keine Schwierigkeiten, indem unmöglich ein ganzes Volk auf den Feldern beschäftigt werden kann, erleuchteten Geistern also immer noch Zeit bleiben würde, sich zu Trägern einer höheren Kultur emporzuarbeiten.

Wie wenig Becher an jeder höheren Kultur verzagte, beweist uns wiederum der Entwurf einer psychosophischen Gesellschaft, dessen Projekte bezüglich des Unterrichtswesens zeigen, wie sehr unserem Gelehrten die Volksbildung und damit wohl auch der kulturelle Fortschritt am Herzen gelegen haben. Wir können die Darstellung der Becher'schen Lehren nicht abschliefsen, ohne auf diese Gesellschaft noch des näheren einzugehen, in der wir, wenn auch nicht sein letztes, so doch das Projekt vor Augen haben, mit dem er sich noch bis in seine letzten Lebenstage beschäftigte. Roscher vergleicht diese Gesellschaft mit einem evangelischen Kloster, ein Vergleich, der mir mifsverständlich erscheint, weil, abgesehen von der Abneigung Becher's gegen Klöster überhaupt, man bei solchen doch in erster Linie an die Pflege der Religion denkt, die in der psychosophischen Gesellschaft nur einen untergeordneten Platz finden sollte. In den Regeln dieser Gesellschaft, die Becher bereits 1668 herausgab, stellt er als Hauptserfordernis hin, dafs „Religion, Ehre und das Vermögen jedem frey bleibe". Es soll in dieser Gemeine jedem freistehen: „zu glauben, was er wolle, und seinen Gottesdienst abzuwarten, wie und wo er wolle, doch dafs es ohne Aergernis und Disputation geschehe." Desgleichen kann jeder, der der Gesellschaft beitritt, unbeschadet bleiben, was er war, wie er auch mit seinem Vermögen nur soweit haftet, als seine „Einlags-Quote" beträgt. Der Zweck der Gesellschaft besteht „in guter Kinderzucht", „in der Nahrung" und „in Erhaltung guter Gesundheit und guter Wartung und Kurierung in Krankheit"; daher wird ihr vor allem die Gründung von vier Schulen obliegen.[1] „Die erste ist eine Lese-, Schreib- und Rechenschule. Die andere lehret nach einer gewissen Methode die lateinische Sprach in drey Jahren aus dem Fundament, die dritte ist eine mechanische Schul, lehret zeichnen, posiren, auff allerhand Weise und durch allerhand Instrumenten die Körper zertheilen und zusammensetzen, gibt

[1] Den folgenden ganz ähnliche Gedanken entwickelt Leibnitz in seinem „Discours sur le projet d'une académie royale à Berlin". Nach Roscher a. a. O. S. 336 ist Leibnitz in seinen nationalökonomischen Ansichten vielfach von Becher beeinflufst.

das Fundament zu allem, lehret auch den Zirkel, die Meiſs- Mahler-Perspectiv-Kunst; Fortifikation und Baumeisterei, die vierte ist eine philosophische Schul und lehret durch einen gewissen Methodum allerhand Wissenschaften, insonderheit wird alda zu sehen seyn, das Theatrum naturae und artis, nemlich etlich tausend Corpora naturalia und artefacta, entweder natürlich oder von Bildhauerarbeit, oder von Wachs posiret, allwo jedes Körpers Name und Gebrauch gelehret wird, gleich ein absonderliches Buch davon ausgegangen, darinnen weitere Beweise zu lesen, es wird auch mit der Zeit eine Sprach- und Exercierschul, von unterschiedlichen Sprachen und Exercitien darbey aufgerichtet werden, zu diesem Ende wird nicht allein eine Vereinbarung und Bibliothek von allerhand Bücher, sondern auch die benötigte Instrumenta, Mathematika und Mechanika vorhanden sein und mit gelehrten Leuten in der Welt Correspondenz geführt werden." Es stehet jedem frei, auf Lebenszeit der Gesellschaft beizutreten, oder sich bei derselben für ein „Convict-Geld" in Kost zu geben; auch für eine „Leib-Rente" soll man sich in ihr einkaufen können. Der Austritt steht, wie der Eintritt, jederzeit frei, und wird dem Austretenden alles zurückerstattet, was er eventuell in die Gesellschaft mitgebracht hat, abgesehen natürlich von der Einlagsquote. Becher will, wie gesagt, keineswegs die ganze Menschheit in solche Gemeinden organisieren, sondern nur die Leute, die sich in Ruhe von der Welt zurückziehen und ein sorgenloses Dasein führen wollen. Aus diesem Grunde schon läſst sich die Gesellschaft nicht zu weit ausdehnen, doch wird man sich auch nicht zu sehr beschränken dürfen, da man doch immerhin Leute benötigt, die „das Amt der Regierung auf sich nehmen, andere müssen auf die Viehzucht, Fischerei, Feldbau Achtung geben. andere die benötigten Handwerke verrichten, andere auf den Einkauff benötigten Sachen und auf den Verkauf der überflüssigen Dinge sehen."

Wenn es auch wünschenswert erscheint, alles möglichst ohne Geld einzurichten, so giebt Becher doch zu, daſs das nicht gehen wird, da man auf den Verkehr mit der Auſsenwelt doch stets angewiesen bleiben wird. Eine solche Gesellschaft wollte er selbst in Mecklenburg errichten, allein der Tod hinderte ihn daran und ersparte ihm neue bittere Enttäuschungen zu den zahlreichen, mit denen sein vielbewegtes Leben ihn heimgesucht hatte.

Wir haben gesehen, daſs Becher viele seiner Ideen den Holländern verdankt. Einflüsse älterer deutscher Cameralisten lassen sich bei ihm direkt nicht nachweisen, vielmehr stand er letzteren stets oppo-

sitionell gegenüber, und das um so mehr, je weniger ihre Anschauungen den seinigen entsprachen. Wenn er sie mit Ausdrücken wie „Suppen-Fresser“ und dergleichen traktiert, so fällt das zwar, angesichts des Tones, den er seinen Gegnern gegenüber stets anzuschlagen beliebte, nicht auf, erklärt uns aber doch auch die traurige Thatsache, dafs unserem Gelehrten unter seinen Kollegen auch nicht ein Freund erstand, der es gewagt hätte, gegenüber den heftigen Angriffen, die er allerorts zu erdulden hatte, für ihn Partei zu ergreifen. Erst nach seinem Tode sollte ihm ein solcher Freund werden, und zwar in seinem Schüler Wilhelm von Hornigk. In seinem Werke: „Oesterreich über alles, wann es nur will“, giebt dieser, ohne Becher's Namen direkt zu nennen, geradezu eine Ehrenrettung seines Lehrers. Dieselbe scheint uns charakteristisch für das Urteil, dafs besonnene Männer noch zu Becher's Lebzeiten über ihn fällten, und das nach seinem Tode leider durch die gehässigsten und schimpflichsten Verleumdungen getrübt wurde. Hornigk schreibt[1]): „Behüte uns GOtt, wird mancher sagen, für dergleichen Schreyern und Commercien-Predigern, Reichmachern des Kaysers und der Länder! Es seynd deren bey zwantzig Jahren her, wohl mehr bey uns aufgestanden, so nach dem bey der Mauth am Roten Thurn zu Wien läuffigen Sprich-Wort, dannach am End nichts, als einen leeren Becher[2]) zur Welt bracht. Ich antwortete: Es kan seyn, aber der Handel ist damit noch nicht ausgemacht, ob der Mangel mehr an ihnen, oder an anderen gewesen. Niemand kan in Abrede seyn, ihre Vorschläge waren in der That Vernunfft-mäfsig, ihre Gründe waren gut, solches zeigen die Orte im Reich, wo sich zeither die Manufacturen regen. Warum folgen wir nicht nach? Sie haben sedem et radicem morbi entdeckt; warum thut man nicht zur Cur? Ihre Propositiones waren auf die klare Vernunfft, unumstöfsliche Regeln der gemeinen Wirthschafft, und das Exempel anderer Nationen befestigt; warum hat man sie nicht ergriffen? Hatten sie eine böse Conduite, wusten sich in den Hof nicht zu schicken, konnten sich einigen Leuten nicht gefällig machen, überwarffen sich vielmehr mit jederman, zogen die Kayserlichen Pensiones und wischten das Maul; solte man deswegen, was sie gutes an Hand geben, verworffen haben? Waren sie unbeständig, wankelmüthig und besser zum Anfahen, als Ausmachen,

---

[1]) Hornigk: „Oesterreich über alles, Wann es nur will.“ Regenspurg 1727, S. 10 f.

[2]) Wohl eine Anspielung auf unseren Gelehrten.

warum ersetzten nicht andere, was ihnen abgieng? Hinderten sie die Sach mit ihrem Beyseyn; warum geschiehet sie nicht in ihrem Abwesen? Zäumeten sie die Pferdt von hinten auf, überluden sie dieselbe bald anfangs so starck, dafs sie erliegen musten; waren sie nicht Meister ihrer Manufacturen, sondern diese über sie; griffen sie es an Orten an, wo weder Resolution noch Capitalien gnug fürhanden; warum liefse man sie nicht fahren, und machte sich selbsten an das Werck? Der Unterschied zwischen ihnen und andern ware, dafs sie sich pro publico mehr unterfiengen, als sie vermöchten, andere aber weniger dazu thäten, als ihnen gebührte." Worte, in denen wir eine vollständige und treffende Charakteristik Becher's finden.

Dafs Hornigk ein Schüler Becher's war, geht aus dem Inhalte seines Werkes auf das klarste hervor, das, wie schon Zincke bemerkt [1]), „in Ansehung der Grund-Sätze von Manufacturen und Commercien" nichts ist, „als der Becher."

In wie engem persönlichen Verkehr Hornigk mit Becher gestanden hat, haben wir übrigens aus dem Umstande ersehen, dafs er seinen Schwager auf der in Sachen der Westindischen Kompagnie unternommenen Reise nach Holland begleitete. Es kann uns nach alledem nicht Wunder nehmen, wenn Becher selbst eine zeitlang für den Verfasser des Hornigk'schen Buches gehalten wurde. Diese Annahme wurde durch den Umstand unterstützt, dafs er ein „Interesse der Kayserlichen Erb-Lande" zu schreiben beabsichtigt und sich dieserhalb an den Kaiser gewendet hatte. Da die von demselben erbetene Resolution ausblieb, ist das Buch nicht erschienen, das man dann in dem zwei Jahre nach seinem Tode anonym erscheinenden „Oesterreich über alles" zu erkennen glaubte.[2]) Das grofse Aufsehen, dafs dieses in 15 Auflagen erschienene Werk machte, und der Einflufs, den es auf die österreichische Wirtschaftspolitik hatte, verschaffte den Lehren Becher's nach seinem Tode die Anerkennung, die man seiner Person bei Lebzeiten versagt hatte. Wie

[1]) Vorrede zur 5. Auflage des Politischen Discurses.

[2]) Näheres hierüber und über Hornigk findet sich bei Inama Sternegg: „Über Wilhelm von Hornigk", Hildebrand's Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Neue Folge. II. Bd., Jena 1881. Unter den von Inama Sternegg citierten Auflagen des Hornigk'schen Buches fehlen die von 1712 in Regensburg, 1717 ebenda und 1764 in Frankfurt und Leipzig, die beiden erstgenannten vermissen wir auch in dem Artikel über Becher in dem „Handwörterbuch der Staatswissenschaften."

grofs dieser Einflufs geschätzt wurde, beweist die Vorrede zur Ausgabe von 1764, in der der Herausgeber Hermann behauptet, dafs Österreich den gröfsten Teil seines Wohlstandes diesem Buche zu danken habe. Übrigens bedurfte es weder Hornigk's, noch des von Becher gleichfalls stark beeinflufsten Wilhelm von Schroeder's, um der Nachwelt sein Andenken und seine Lehre zu überliefern. Die letztere enthält einen zu klaren Ausdruck der Anschauungen des merkantilistischen Zeitalters, als dafs sie sich nicht für die Dauer desselben aus eigener Kraft ihre Lebensfähigkeit hätten bewahren sollen. —

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a/S.





